

Julian P. J. Degen
Lena Saniye Güngör
Helen Alexandra Kramer
Kevin Reichenbach

Was ist mit dem Stoff passiert?

Über die Apoldaer Strick- und
Textilindustrie und ihren Wandel

**Julian P.J. Degen
Lena Saniye Güngör
Helen Alexandra Kramer
Kevin Reichenbach**

**WAS IST MIT DEM
STOFF PASSIERT?**

Über die Apoldaer
Strick- und Textilindustrie
und ihren Wandel

<i>Vorwort</i>	7
Was ist mit dem Stoff passiert?	10
Einleitung	10
Historischer Hintergrund	11
Erinnerungsfragmente zur Apoldaer Strick- und Textilindustrie und ihrem Wandel	17
»Aber die Hoffnung, dass es bald besser wird, die war sehr groß«	18
»Ich hätte damals wirklich einen Krimi schreiben können, das war mir damals schon klar, aber ich hatte Wichtigeres zu tun als das zu tun«	26
»Und auf einmal war das nichts mehr wert«	36
»Stimmungsmäßig ist das total ungünstig: Mit Misstrauen hatte der Osten lang genug zu kämpfen«	48
Spurensuche	55
Fazit und Ausblick	67
Danksagung	68
<i>Literaturverzeichnis</i>	69

VORWORT

Liebe Leser*innen, mit der Unterstützung der Broschüre »Was ist mit dem Stoff passiert? Über die Apoldaer Strick- und Textilindustrie und ihren Wandel« setzen wir als Thüringer *Rosa-Luxemburg-Stiftung* unsere Auseinandersetzung mit der Treuhandpolitik fort. Die Broschüre kombiniert Informationen zur Apoldaer Textilgeschichte mit Interviews und einer Darstellung der Treuhandpolitik in der Region. Unser Dank für die Recherche und die Interviewführung wie Transkription geht an die Autor*innen Julian P. J. Degen, Lena Saniye Güngör, Helen Alexandra Kramer und Kevin Reichenbach. Sie haben uns ermöglicht, unsere Auseinandersetzung mit der Treuhandpolitik fortzusetzen und heben diese Arbeit auf eine neue Stufe.

Bereits seit der Gründung der Rosa-Luxemburg-Stiftung und auch dem Vorgänger unserer Landesstiftung Thüringen, dem *Jenaer Forum für Bildung und Wissenschaft e.V.*, haben sich die verschiedenen Ebenen der Stiftung immer wieder (selbst-)kritisch mit dem Ende der DDR und der folgenden Transformation der ostdeutschen Gesellschaft auseinandergesetzt. Die Treuhandpolitik war natürlich ein wesentlicher Bestandteil davon und in der Entstehungsphase der Stiftung in den 1990er-Jahren tagesaktuell. Allerdings erlahmte das öffentliche Interesse in den 2000ern. Im politischen Diskurs wurde die Treuhand als ein abgeschlossenes Kapitel betrachtet und zu den – verschlossenen – »Akten gelegt«.

Seit einigen Jahren ist dies deutlich anders! Spätestens mit der medialen und kulturellen Begleitung von 30 Jahren deutsche Einheit 2019 änderte sich dies. Zahlreiche wissenschaftliche Studien, journalistische Arbeiten wie politisch-kulturelle Projekte wie *Aufbruch Ost* rund um das Thema Ostidentität blühen auf. Akten werden zugänglicher und der Ruf nach Untersuchungsausschüssen bzw. Aufarbeitung wird lauter. In der Folge rückte in Ostdeutschland für Viele die Aufarbeitung der Treuhandpolitik ins Zentrum. Neben dem Begriff der *#Baseballschlägerjahre* für einen biographischen Abschnitt in den 1990er-Jahren kam es so vermehrt zu einer Auseinandersetzung mit der jüngeren Zeitgeschichte. Mit der *Netflix*-Dokumentation zur Ermordung Detlef Karsten Rohwedders wurde die Treuhandpolitik sogar in 2020 für kurze Zeit zum Medienphänomen und eröffnete für viele Jüngere einen Zugang zur Debatte.

Die Aufarbeitung der Treuhandpolitik ist heute für viele Ostdeutsche wie Wissenschaftler*innen zentraler Schlüssel zur Herausbildung von

Identität beziehungsweise deren Verständnis. Als quasi »Nische«, in der die Auseinandersetzung mit der Treuhand stets eine große Rolle gespielt hat, ist die Rosa-Luxemburg-Stiftung dabei zu einer zentralen Ansprechpartnerin geworden. Vor allem die Ausstellung der Rosa-Luxemburg-Stiftung auf Bundesebene »Schicksal Treuhand – Treuhand-Schicksale« erfreut sich großer Beliebtheit wie etwa eine sehr erfolgreiche Kooperation mit dem IFA-Museum Nordhausen im Sommer 2020 zeigte, in der unter anderem Christa Luft, Landrat Matthias Jendricke und Ministerpräsident Bodo Ramelow im Begleitprogramm der Ausstellung sprachen.

Die eingangs genannte neue Stufe der Auseinandersetzung, die die Autor*innen eröffnen, ist jedoch die regionale Auseinandersetzung mit der Treuhand. Diese Regionalisierung der Erinnerungsprozesse wird durch die Thüringer Landesstiftung derzeit an verschiedenen Orten Thüringens unterstützt. Die vorliegende Sammlung von Gesprächen ist ebenso ein Teil davon wie für 2021 angestrebte Projekte im Landkreis Saalfeld-Rudolstadt und Eisenberg. Vorangegangen war 2020 das Projekt *TreuhandTekkno* in Apolda, dessen Recherche durch die Landesstiftung unterstützt wurde und aus dessen Kreis Anna Stiede in der Broschüre für ein Gespräch bereitstand.

Die vorliegende Sammlung von Gesprächen und Informationen setzt den Faden fort, den die Rosa-Luxemburg-Stiftung auf Bundesebene 2019 mit »Schicksal Treuhand – Treuhand-Schicksale« aufnahm. In dieser Ausstellung erzählten Zeitzeug*innen ihre Geschichte und Erfahrungen aus der Nachwendezeit im Zusammenhang mit der Treuhandanstalt. Sie erinnerten sich daran, wie es damals war und was sie erlebt hatten. Zu der Ausstellung erschien im Herbst 2019 ein Begleitheft mit selbem Namen. Dieses war laut der Autor*innen eine Inspiration für die Broschüre und war auch für uns als Landesstiftung Inspiration, das subjektive Erzählen bei der Auseinandersetzung mit der Treuhand in den Vordergrund zu stellen. Das Thema Treuhand und die Aufarbeitung dessen, was damals zwischen 1990 und 1994 mit den ehemaligen Volkseigenen Betrieben passiert ist, soll in der Broschüre für die Region Apolda dargestellt werden. Es gibt eine eklatante Diskrepanz zwischen dem, was ehemalige Treuhandfunktionär*innen und damalige Beschäftigte aus dieser Zeit berichten. Die Autor*innen wie wir als Landesstiftung glauben: Die Geschichte aus Sicht der damaligen Politikmacher*innen und Treuhänder*innen ist oft genug erzählt worden. Die Geschichten ehemaliger Beschäftigter und ihrer Angehörigen sind zu selten zu hören. Die Erfahrungen der in den frühen 1990er-Jahren Jugendlichen beziehungsweise jungen Erwachsenen, die

Anna Stiede als Teil von TreuhandTekkno erwähnt, blieben bisher ebenfalls unterbeleuchtet.

In diesem Sinne greift die Broschüre Perspektiven auf, die selten eingenommen wurden. Die Autor*innen thematisieren mit der Broschüre die andere Seite einer Medaille, die Seite, auf der es um Verletzung, Herabwertung und Niederlagen geht. Doch nicht einfach nur Niederlagen. Die Broschüre vergegenwärtigt an vielen Stellen, dass im Zuge der Abwicklung der Volkseigenen Betriebe nicht nur eine wirtschaftliche/staatspolitische Transformation stattgefunden hat, sondern dass dabei auch Biografien, vor allem Berufsbiografien zerstört wurden. Die Broschüre versteht sich als einer von vielen Anfängen, darüber zu reden, was es mit Menschen macht, wenn sie Betriebe besetzen, um eben jene und ihre Arbeitsplätze zu erhalten und dabei keinen Erfolg haben. Was es mit Menschen macht, die Ideen entwickeln, ein bis zwei Jahre nach der Wende Betriebe wirtschaftlich weiterführen, und dann funktionstüchtige Maschinen verschrottet werden, weil das Geschäft nicht profitabel sei. Diese Broschüre zeigt darüber hinaus, wo wir heute stehen. Welchen Nachholbedarf es gibt und welche Maßnahmen notwendig sind, um mehr Licht in diese nie vergessene, aber auch nie aufgearbeitete Zeit zu werfen.

Geschichten und Erzählungen beinhalten aber auch immer Widersprüchliches und Ungleichzeitiges. Die Transformation wurde nicht von Allen gleichermaßen erlebt. Wenn Gerald Rosner im Interview feststellt, dass er »das, was heute immer so geredet wird, dass bei der Treuhand so viele unfähige Leute waren und dass das alles so schwierig war mit denen zu kommunizieren und so viele Wessis« nicht bestätigen könne, zeigt sich die Widerspenstigkeit subjektiver Geschichten gegenüber einseitigen Erzählungen. Ihm wie allen Interviewten gilt daher ein besonderer Dank, diese Geschichten mit uns zu teilen.

Die Broschüre lohnt sich daher meines Erachtens auch für diejenigen, die eine sehr kritische Bewertung der Treuhandpolitik nicht teilen. Sie lohnt sich als Einblick in die Transformationsgeschichte Ostdeutschlands am Beispiel der Kleinstadt Apolda. Denn dies scheint sich als Konsens zu etablieren: Diese Geschichte zu kennen lohnt sich, um heutige Konfliktlagen unserer Gesellschaft besser zu verstehen.

Volker Hinck

GESCHÄFTSFÜHRER ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG
THÜRINGEN

WAS IST MIT DEM STOFF PASSIERT?

Einleitung

Die Textilindustrie war einer der relevanten Wirtschaftszweige Ostdeutschlands. Das ist sie seit der Wiedervereinigung nicht mehr. Die Gründe hierfür sind vielfältig und greifen ineinander, wie beispielsweise der Zusammenhang zwischen Deindustrialisierung ostdeutscher Bundesländer und erstarrender Globalisierung zeigt. Das lokale Erbe dieser wirtschaftlichen und lebensweltlichen Umbrüche prägt noch heute ganze Regionen. So wie Apolda, die Kreisstadt des Weimarer Landes in Thüringen, die vor 1990 ein florierender Fertigungs- und Handelsstandort war. Die vorliegende Publikation ist das Ergebnis einer Spurensuche, die vor allem von Bruchstücken und Leerstellen geprägt ist. Sie kann als Aufhänger für eine vertiefte wissenschaftliche und politische Bearbeitung verstanden werden und bemüht sich um die Darstellung und Kontextualisierung von Fragmenten. Doch zunächst mag sich die Frage stellen, wieso sich vier Nachwendekinder, die in Thüringen leben, aber nicht alle in Thüringen sozialisiert wurden, überhaupt für das Thema Treuhand und seine lokale Aufarbeitung interessieren.

Ein Treuhandverhältnis ist ein Rechtsverhältnis, bei dem eine natürliche oder juristische Person (Treugeber) einer zweiten Person (Treuhandler) ein Recht unter der Bedingung überträgt, von diesem Recht nicht zum eigenen Vorteil Gebrauch zu machen. Treuhandverhältnisse sind der Gegenstandsbereich des Treuhandwesens. Die Erscheinungsformen sind vielfältig; einen einheitlichen Typus von Treuhandverhältnis gibt es nicht. Gemeinsames Charakteristikum ist die Uneigennützigkeit und Vertrauenswürdigkeit bei der Wahrnehmung fremder Interessen beziehungsweise die uneigennützigte Ausübung von amtlichen Befugnissen.

Diese Frage kann auf dreierlei ineinander übergehende Weisen beantwortet werden: — *Thematisch*. Wenn wir die wirtschafts- und arbeitsmarktpolitische Lage des Thüringer Freistaats einordnen wollen, brauchen wir die historische Analyse. Nur mit dem Blick nach hinten können die aktuellen

politischen Kämpfe um gute Arbeit in den verschiedenen Industrie- und Wirtschaftssektoren verstanden und produktiv fortgeführt werden. — *Lokal*. Dem Forschungsgedanken »Grabe, wo du stehst« entsprechend kann eine Region, ein Ort mitsamt seiner Bewohner*innen besser erfasst werden, wenn das lokale Erbe sowie die lokalen Erinnerungen und Erzählungen gewürdigt werden. — *Kulturell*. Zwischen althergebrachter Ostalgie und wiedergefundenem Ostbewusstsein zeigen sich 30 Jahre nach der Wiedervereinigung die kulturellen Spaltungslinien und ihre ökonomischen Ursachen deutlicher denn je. Ihre Aufarbeitung und Thematisierung ist für nachfolgende Generationen eine fortwährend aktuelle Aufgabe.

Historischer Hintergrund

Anfänge der Strumpfstrickerei und -wirkerei in Apolda

Apolda blickt auf eine über 400-jährige Tradition der Wirk- und Strickwarenindustrie zurück. Im Erbzinsregister des Jahres 1593 tauchte der Name »David der Strickermann« auf. Laut Überlieferung war er ein Zuwanderer, der den Apoldaer*innen das Strumpfsticken mit fünf Nadeln beigebracht und somit den Grundstein für das Strickhandwerk in der Stadt gelegt haben soll. Damals lebten die etwa 1200 Einwohner*innen Apoldas überwiegend von Ackerbau und Viehzucht. Doch das Strumpfsticken fand schnell eine zunehmende Verbreitung. Als Rohstoff diente zunächst Schafswolle aus der näheren Umgebung.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg gewann das Strickhandwerk zunehmend an Bedeutung. Handgestrickte Strümpfe aus Apolda tauchten erstmals nachweislich 1654 bei der Leipziger Michaelismesse auf und wurden 1663 auch bei einer Messe im fast 300 Kilometer entfernten Frankfurt an der Oder gehandelt. Strickwaren aus Apolda wurden überregional bekannt.

Vom Handwerk über die Manufaktur zur Industrie

Um 1690 wurde durch den Wirker und Händler Johann Nikolaus Eschner der erste Strumpfwirkstuhl nach Apolda gebracht, der deutlich produktiver als das Handstricken war. So entsprach die Arbeitsleistung eines Wirkstuhls in etwa einer Leistung von sechs bis zwölf Handstricker*innen.

Etwa zehn Jahre später wurde die erste Strumpfmanufaktur in Apolda gegründet. Die Zahl der Strumpfstühle in der Stadt stieg innerhalb weniger Jahre rasant an. Waren es im Jahr 1700 noch zehn, gab es im Jahr 1724

bereits 481 Stühle. Es entwickelte sich ein Verlagssystem, wodurch die Produktivität weiter stieg und neue Absatzmärkte erschlossen wurden. Verleger kümmerten sich um den Ankauf der Rohstoffe, den Verkauf der Strümpfe und zahlten den Wirkermeistern zumindest meistens einen fixen Lohn. Dadurch gerieten diese wiederum in ein Abhängigkeitsverhältnis zu den Verlegern, da diese die Preise für die Erzeugnisse diktieren konnten. Das Elend unter den Wirkermeistern stieg und führte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mehrfach zu sozialen Unruhen.

Im Jahr 1789 gründete der aus einer Strumpfwirkerfamilie stammende Christian Zimmermann (1759–1842) sein eigenes Verlegergeschäft, mit großem Erfolg. Er setzte dabei auf neuartige Wirkstühle, die für die Erweiterung der Produktpalette um Kinderkleider, Hosenstücke, Röcke, Käppchen und Handschuhe sorgte. Neben Schafswolle wurden nun auch Baumwolle und Seide verarbeitet.

Mit den Napoleonischen Kriegen begann vorerst der Niedergang des Strick- und Wirkerhandwerks. Zwischen 1803 und 1811 sank die Zahl der aktiven Wirkerstühle von 529 auf 264. Nach der Schlacht bei Jena und Auerstedt wurde Apolda mehrfach von napoleonischen Truppen geplündert. Die von Napoleon verhängte Kontinentalsperre ließ die Absätze zum Erliegen kommen. Viele Wirkermeister verkauften ihre Stühle als Alteisen. Die Situation besserte sich auch nach 1813 nicht wesentlich. Die Zersplitterung Deutschlands infolge des Wiener Kongresses 1815 und die damit verbundene Kleinstaaterei mit vielen Zollgrenzen erschwerte den überregionalen Absatz. Apolda gehörte seit 1691 zum Herzogtum Sachsen-Weimar, welches sich 1834 an der Gründung des *Deutschen Zollvereins* beteiligte.

Der Wegfall der Zollschranken, die Inbetriebnahme der Eisenbahnlinie Halle-Weimar und der erste Einsatz von dampfbetriebenen Strick- und Wirkmaschinen führten zu einem erneuten Aufschwung. Die Firma *Zimmermann und Sohn* expandierte. Man schaffte neue Stühle und Maschinen an, stellte sie in eigenen Räumlichkeiten auf und ließ sie von Lohnarbeiter*innen bedienen. Christian Zimmermann wurde vom Verleger zum Fabrikanten.

Die Umwandlung vom Strick- und Wirkerhandwerk zur Textilindustrie brachte der Stadt Apolda einen großen Aufschwung. Die Zahl der Einwohner*innen stieg sprunghaft, von 3 483 im Jahr 1831 auf 5 375 im Jahr 1846 und 10 507 im Jahr 1871. Die Zahl der Beschäftigten in der Textilindustrie blieb allerdings über viele Jahre auf vergleichsweise konstantem Niveau. Vielmehr lockte der Aufschwung andere verwandte Industrien in die Stadt. So konnten sich bis zum ersten Weltkrieg beispielsweise vier Fabriken für

die Herstellung von Wirkermaschinen in Apolda etablieren, welche die örtlichen Textilfabriken mit Maschinen versorgten, aber auch andere Textilbetriebe im In- und Ausland belieferten. Im Jahr 1913 zählte Apolda 23 532 Einwohner*innen.

Erster Weltkrieg, Weltwirtschaftskrise und Zweiter Weltkrieg

Der Erste Weltkrieg brachte einen drastischen Rückgang der Textilbranche Apoldas. Aufgrund der Rohstoffknappheit konnten fast nur Heeresaufträge erfüllt werden. Die Situation besserte sich auch nach Ende des Krieges nur langsam. Anfangs konnten hauptsächlich inländische Aufträge realisiert werden. Im Jahr 1921 waren bis zu 47 Prozent der Erwerbstätigen Apoldas bei der Herstellung von Strick- und Wirkwaren tätig. Das Krisenjahr 1923 und die Hyperinflation brachten die fast 12 000 »In der Wolle«-Tätigen in immense finanzielle Nöte.

Der kurze Aufschwung, bei dem sich die Zahl der Produktionsstätten in Apolda auf 1 223 erhöht hatte, fand während der Weltwirtschaftskrise ein jähes Ende. Es folgten zahlreiche Entlassungen und Lohnkürzungen. Viele der neugegründeten – vor allem kleineren – Betriebe mussten wieder schließen.

Auch während der NS-Diktatur besserte sich die Lage für die Apoldaer Textilfabriken nicht. Die sogenannte Fettlücke zwang die Nationalsozialisten dazu, die Verteilung von Fetten und Ölen zu rationieren. Der Textilindustrie wurde dabei durch die sogenannte Kanonen-statt-Butter-Politik nur wenig Priorität eingeräumt.

Im Zweiten Weltkrieg kam die Produktion dann fast vollständig zum Erliegen. In der größten Textilfabrik Apoldas, der Firma Zimmermann und Sohn arbeiteten 1944 nur noch 84 Arbeiter*innen. Die Firma, die nun ebenfalls in finanzielle Bedrängnis geraten war, verkaufte Teile ihrer Fabriken an die *Rheinmetall-Borsig AG*, die dort Rüstungsgüter herstellte.

Verstaatlichung und Umwandlung zu Volkseigenen Betrieben in der SBZ und der DDR

Bereits kurz nach dem Einmarsch der us-amerikanischen Truppen am 12. April 1945 nahmen die Apoldaer Textilunternehmen die Produktion wieder auf, wenn auch nur in sehr geringem Umfang. Die sowjetische Militäradministration beschlagnahmte vorläufig Teile der Produktionsstätten, unter anderem bei *Christian Zimmermann & Sohn* (12,5 %) und *Ludwig & Winkler* (100 %). Durch die Auswirkungen und Nachfolgen des Zweiten Weltkrieges gestaltete sich die Produktion als schwierig. Produktionsstätten

dienten zeitweise als Wohnraum für Menschen, die in der Folge des Zweiten Weltkriegs migrierten. Zu dieser Zeit wird die Einwohner*innenzahl der Stadt auf circa 40 000 geschätzt.

Bis Anfang 1948 konnte eine Produktionsauslastung von nur etwa 30 Prozent erreicht werden. Am 1. Juni wurden die Inhaber der Textilfabriken durch die Thüringer Landesregierung enteignet. Mit Jahresbeginn 1949 wurde der *Volkseigene Betrieb Wirkwarenfabrik Apolda* aus den ehemaligen Unternehmen Ludwig & Winkler, Zimmermann & Sohn, *Max Heyland*, *Karl Conrad*, *Ernst Dietsch* und einigen Kleinbetrieben gegründet.

Im Jahr 1950 lebten nur noch 32 736 Menschen in Apolda. Diese Zahl ging bis 1960 auf knapp unter 30 000 Menschen zurück und blieb dann bis zur Wiedervereinigung relativ konstant.

In den 1950er- und 1960er-Jahren gab es verschiedene Reformen und Änderungen der Strukturen der einzelnen Betriebe. So wurde der VEB Wirkwarenfabrik Apolda in *VEB Apoldaer Strick- und Wirkwaren (VEB ASW)* umbenannt und kleine Betriebsstätten und -teile ein-, um- und auch ausgegliedert. 1954 wurde die *Arbeiterwohnungsbaugenossenschaft (AWG)* mit maßgeblicher Beteiligung des VEB ASW gegründet. Die Gründung der ersten *Produktionsgenossenschaften des Handwerks (PGH)* in der Apoldaer Textilbranche ab 1956 leitete den schrittweisen Übergang vom privaten Handwerk zu volkseigenen Betrieben ein, welcher im April 1972 abgeschlossen wurde.

Im Dezember 1968 beschloss der Ministerrat der DDR die Erweiterung der Obertrikotagenproduktion. Zum Jahresbeginn 1969 wurde der *VEB Thüringer Obertrikotagenkombinat Apolda (VEB TOA)* aus den VEB ASW, *VEB Einheit Mühlhausen* und *VEB Eichsfelder Obertrikotagenwerk Dingelstädt (VEB EOW Dingelstädt)* gegründet. Im Juli erfolgte der Baubeginn für den Standort am Weimarer Berg, welcher am 3. Oktober 1974 offiziell eingeweiht wurde. Um allen Arbeiter*innen eine Unterkunft bieten zu können, wurde das Plattenbaugebiet Apolda-Nord errichtet. Zwischen 1971 und 1979 entstanden in der Leutloffstraße und im Ernst-Thälmann-Ring ca. 2 300 neue Wohneinheiten. In den 1980er-Jahren kamen nochmals etwa 900 Wohneinheiten in der Paul-Schneider-Straße hinzu.

Ein Großbrand am 29. August 1983 zerstörte den Betriebsteil Weimarer Berg des VEB TOA völlig, weshalb die Produktion auf die anderen Betriebsteile und andere Betriebe übertragen werden musste. Mit einem Beschluss am 2. September leitete der Ministerrat der DDR den Neuaufbau des zerstörten Betriebes ein. Die Grundsteinlegung erfolgte am 6. April 1984, die Wiedereröffnung im April 1985 (Werk I) und Dezember 1985 (Werk III). Im Jahr 1988 arbeiteten beim VEB TOA 2 963 Mitarbeiter*innen.

Ende der DDR und Umwandlung durch die Treuhand

Zum Ende der DDR gab es die folgenden sieben Volkseigenen Betriebe in der Textilindustrie in Apolda mit hunderten Produktionsstätten: VEB Thüringer Obertrikotagen Apolda, VEB Strick- und Wirkwaren »Apart«, VEB Apoldaer Maschenwaren »Apoma«, VEB Herrenobertrikotagen, VEB Kinderstrickmoden, VEB Modische Strickwaren, VEB »wirapol«. Am 1. Juli 1990 wurde von der Wirtschafts- und Währungsunion die Umwandlung der VEB in Kapitalgesellschaften (meist GmbH) durchgeführt – mit der Treuhand als einzigem Gesellschafter. Durch Betriebseinschränkungen und -stilllegungen gingen tausende Arbeitsplätze verloren.

Im Frühjahr 1992 geriet Apolda ins Augenmerk der Treuhand. Eine Schweizer Unternehmensberatung wurde beauftragt, die fünf noch verbliebenen ehemaligen VEB aus der Textilbranche nach ihrer Wirtschaftlichkeit zu überprüfen. Die Stadt war entsprechend in großer Sorge davor, dass die Treuhand nun »alles plattmachen« wolle. Das Urteil der Unternehmensberatung lautete auch, dass vier Betriebe geschlossen werden sollten, einem Betrieb, der APART Textilmoden GmbH wurden geringe Überlebenschancen attestiert. Ironischerweise musste dieser dann 1996 als erstes aufgeben.

Die ehemaligen VEB wurden zumindest in Teilen durch die Treuhand privatisiert. So ging beispielsweise die Strickchic GmbH, die als VEB Strickchic Teil des VEB Herrenobertrikotagen Apolda war, an die ehemaligen Eigentümer, die Familie Rosner, zurück. Dr. Fritz-Jürgen Wegner übernahm den ehemaligen VEB Strickwarenfabrik »Glockenruf«, der von dessen Urgroßvater als Robert Jacobi AG gegründet worden und Teil des VEB Modische Strickwaren war und gründete die Wegner Strickmoden GmbH.

Die VEB gingen aber nicht nur an die Erben der vormaligen Besitzer zurück. Über sogenanntes Management-Buy-Out konnte auch die Firmenleitung ehemalige VEB übernehmen.

Dies geschah in Apolda beispielsweise mit dem ehemaligen VEB Apoldaer Maschenwaren »Apoma«. Hier gründete der Geschäftsführer, gemeinsam mit der Leiterin der Entwicklungsabteilung und einem weiteren Mitarbeiter die KMW Strickmoden GmbH, welche dann Immobilie, Maschinen und Aufträge des ehemaligen VEB übernahm.

Es kam auch Anfang der 1990er-Jahre zu diversen Neugründungen kleinerer und mittlerer Unternehmen mit mehr oder mindergroßem Erfolg. Ein Beispiel hierfür ist die Apotex GmbH, die 1991 von Christine Berneis gegründet wurde, einer Ingenieurin, die vorher beim VEB TOA beschäftigt war. Der geschwächte Markt der Textilbranche in Deutschland machte den

neuen Unternehmen allerdings schwer zu schaffen, was dazu führte, dass sich kaum eine am Markt etablieren konnte und die meisten nach kurzer Zeit wieder vom selbigen verschwanden.

Als Management-Buy-Out bezeichnet man die Übernahme eines Unternehmens durch die Geschäftsführung, es ist damit eine weitere Form der Privatisierung. Hierbei wird durch das Management die Mehrheit am Unternehmen vom bisherigen Eigentümer erworben. Die Treuhand übertrug via Management-Buy-Out etwa 2700 Unternehmen an ehemalige in den Unternehmen tätige Manager.

Im Prozess der sogenannten Treuhand-Abwicklung gab es auch Widerstand. Beispielsweise besetzten am 4. November 1992 die verbliebenen Beschäftigten der *Presatex-GmbH* ihren Betrieb. Die Presatex war ein Teil der *VEB Textilmaschinenbau* aus Karl-Marx-Stadt und stellte in Apolda Bügelmaschinen her. Die Geschäftsführung wurde ausgesperrt und auch dann nicht aufs Betriebsgelände gelassen, als sie mit der Polizei drohte. Der Betriebsrat gab Erklärungen ab, die Geschäftsleitung drehe mit falschen Tatsachen an der Arbeitsplatzschraube und betreibe den systematischen Ausverkauf des Betriebes.

In der Betriebswirtschaftslehre wird mit dem Begriff »Abwicklung« im Allgemeinen die Erfüllung eines Rechtsgeschäfts bezeichnet. Im Falle der Treuhandgesellschaft meint es die ordnungsgemäße Liquidation, also den Verkauf aller Vermögensgegenstände und die Begleichung aller Schulden eines ehemaligen Volkseigenen Betriebes. Insgesamt leitete die Treuhandanstalt für 3718 der 6546 ihr unterstellten Unternehmen Liquidationsverfahren ein.

Die Strickchic
GmbH in
der Apoldaer
Herderstraße

ERINNERUNGSFRAGMENTE ZUR APOLDAER STRICK- UND TEXTILINDUSTRIE UND IHREM WANDEL

Wie wurden diese Umbrüche der Zeitgeschichte, das »Davor«, »Währenddessen« und »Danach« von den Menschen in Apolda empfunden? Welche Erzählungen und Bewertungen bleiben Jahre später? Die folgenden vier Interviews geben Erinnerungsfragmente von denen, die geblieben oder zurückgekommen sind, wieder.



»Aber die Hoffnung, dass es bald besser wird, die war sehr groß.«

GERALD ROSNER — ist Geschäftsführer der Apoldaer Strickchic GmbH. Er ist der Urenkel des Firmengründers Emil Moths. Bis August 1990 arbeitete er in der Forschungsabteilung des VEB Thüringer Obertrikotagen Apolda und stieß anschließend zum familiären Unternehmen. Sein Vater Alfred war von 1961 bis zur Verstaatlichung und Umbenennung in VEB Strickchic Geschäftsführer beziehungsweise Betriebsleiter. Nach der Angliederung des VEB Strickchic an den VEB Herrenobertrikotagen im Jahr 1974 war er Absatzleiter, bis ihm 1990 wieder die Geschäftsführung übertragen wurde. Als einer der wenigen Textilbetriebe in Apolda wurde StrickChic in der Wendezeit privatisiert.

DAS INTERVIEW FÜHRTEN KEVIN REICHENBACH UND HELEN KRAMER.

GERALD ROSNER: Soll ich erst mal ein bisschen erzählen wie das damals so gelaufen ist? Ich denke, daraus ergeben sich dann sicherlich Fragen.

KEVIN REICHENBACH/HELEN KRAMER: *So können wir das gerne machen.*

GERALD ROSNER: Also der Betrieb hier war Teil des VEB Herrenobertrikotagen. Wir hatten ganz am Ende fünf volkseigene Betriebe, die alle zum Kombinat Trikot in Karl-Marx-Stadt gehörten. Diese fünf sind am 1. Juli 1990 mit der Währungsunion zu GmbHs geworden und waren damit faktisch der Treuhand unterstellt. Das war natürlich nur Theorie. Die Treuhand gab es ja nicht körperlich.

Am 1. Juli unterstanden die Betriebe einer Organisation, die ja selbst erst im Aufbau war. So haben die Betriebe erstmal mehr schlecht als recht irgendwie weitergewirtschaftet. Ich selbst habe am 1. August 1990 als technischer Leiter angefangen, also im Prinzip vier Wochen danach. Ich war vorher in der Forschungsabteilung vom Thüringer Obertrikotagen in der Nordstraße und habe dann hier als technischer Leiter angefangen. Mein Vater war damals Geschäftsführer von dieser Treuhand GmbH. Er war bis 1972 bis zur Verstaatlichung Chef vom Privatbetrieb beziehungsweise halbstaatlichen Betrieb. Dann gab's in dieser Nacht-und-Nebel-Aktion im Februar März 1972 die Verstaatlichung der ganzen Betriebe. Da war er

Betriebsdirektor. Anschließend sind diese damals mehreren hundert Klein- und Kleinstbetriebe innerhalb der zwanzig Jahre bis zur Wende zu diesen fünf Betrieben zusammengeschlossen worden. Da war er dann Vertriebschef, damals hieß das Absatzdirektor. Es gab einen von der Partei eingesetzten staatlichen Leiter. Dieser staatliche Leiter, der Herr Schaller, ist im März 90 dann selber weg, weil er sagte: »Das hier wird sowieso privatisiert, ihr braucht mich hier nicht mehr.« Dann ist mein Vater im März 90 noch vom damaligen Kombinatsschef zum Betriebsdirektor ernannt worden. Mit der Voraussicht, es wird sowieso alles irgendwie privatisiert. Demzufolge war er dann im Juli auch Geschäftsführer der GmbH.

Die Treuhand, der wir unterstanden, gab's zu diesem Zeitpunkt faktisch kaum. Und die Leute, die es gab, hatten natürlich alle Hände voll zu tun. Logischerweise. Es waren die ganzen Großbetriebe in ganz Thüringen. Wir unterstanden der Treuhand Erfurt beziehungsweise dem Bezirk Erfurt. Die ganzen Großbetriebe hatten riesige Probleme, keiner hatte mehr Geld. Deshalb hatten die für die vielen Kleinbetriebe, die auch zur Treuhand gehörten, keine Zeit. Dieser Zustand ging das ganze Jahr 90, ging das ganze Jahr 91, wir hatten ja laufenden Betrieb, wir hatten Maschinen, wir hatten Garn, wir haben Pullover produziert, haben sie verkauft und davon wieder neues Garn gekauft. Getreu nach dem Motto »Gehe nicht zu deinem Fürst, wenn du nicht gerufen wirst« haben wir nicht bei der Treuhand angerufen und die Treuhand auch nicht bei uns. Wir hatten einen Gesellschafter, den wir eigentlich nicht gespürt haben. Der natürlich auf dem Papier wusste, dass es uns gibt. Aber in dem Chaos damals hatte keiner Zeit, sich mit Dingen zu beschäftigen, die nicht ganz unbedingt dringend waren. Das Ganze ging bis Anfang 92. Da hatte sich alles so beruhigt, dass die Treuhand Erfurt gesagt hat: »Wir haben ja da in Apolda noch ein paar Strickereien, da müssen wir uns auch mal drum kümmern, was damit passieren soll.«

Wie man das damals so machte, weil ja keiner selbst Verantwortung übernehmen wollte, wurde erstmal ein Gutachten erstellt. Sprich, man hatte eine Schweizer Unternehmensberatung, Gherzi, beauftragt. »Fahrt mal nach Apolda, guckt euch mal die fünf Betriebe an und schreibt uns dann ein Gutachten, ob die sanierungsfähig sind oder nicht.« Damit waren die Treuhandobersten natürlich fein raus. Dort steht alles, wir führen das nur aus.

Die von Gherzi kamen an, hatten für jeden der Betriebe einen Tag Zeit und im Ergebnis kam heraus, dass – wie sollte es anders sein – alle fünf Betriebe eigentlich nicht sanierungsfähig sind, und ein Betrieb vielleicht

ein bisschen sanierungsfähig ist. Der eine Betrieb war Apart, und das war der erste, der 1996 insolvent war. Als das dann veröffentlicht wurde, war natürlich ein riesiger Aufschrei in Apolda, Treuhand macht gesamte Strickindustrie Apoldas kaputt. Da gab's große Demos, wir sind mit Landrat Münchberg und mit Bürgermeister Müller zur Treuhand nach Erfurt gefahren, um zu demonstrieren. Da ist politischer Druck aufgebaut worden. Irgendwann im Sommer, im August, hat dann die Treuhand gesagt: »Wir müssen hier ein Ventil schaffen, dass die aufmüpfigen Apoldaer ein bisschen ruhig werden. Wir suchen einen aus und den privatisieren wir. Dann sehen die Apoldaer, dass die Treuhand sich auch Mühe gibt.« Und da hatten wir ein bisschen Glück. A waren wir nicht so groß, und B waren bei uns die Eigentumsverhältnisse insoweit geklärt, dass aus der ehemaligen Eigentümerfamilie alle greifbar waren, und der einzige, der nicht greifbar war, das war mein Onkel, der ist 1957 nach Bayern ausgewandert, und der hat geschrieben, ihr könnt wieder stricken, aber ich habe keine Lust dazu. Der ist damals ausgewandert, weil er künstlerisch sehr begabt war und sein Vater unbedingt wollte, dass er strickt, und da ist er fort, und deshalb hatte er auch keine Lust, als älterer Herr wieder mit sowas anzufangen.

So haben wir dann im September 92 relativ schnell und relativ konkret mit der Treuhand die Reprivatisierung, wie es damals hieß, verhandelt.

Als Reprivatisierung wird die Rückführung eines ehemaligen Volkseigenen Betriebes in privates Eigentum bezeichnet. Insgesamt wurden 1588 der 6546 der Treuhandgesellschaft unterstellten Unternehmen reprivatisiert.

Wir hatten damit auch den Vorteil, weil die Treuhand ja selber wollte, dass das schnell über die Bühne geht, dass wir direkt mit dem Finanzvorstand der Treuhand Erfurt gesprochen haben. Das, was heute immer so geredet wird, dass bei der Treuhand so viele unfähige Leute waren und dass das alles so schwierig war, mit denen zu kommunizieren, und so viele Wessis, das können wir alles nicht bestätigen. Wir hatten das Glück, dass wir gleich bei denen waren, die unheimlich kompetent waren. Wir hatten relativ schnell den Privatisierungsvertrag ausgehandelt und am 3. oder 4. Dezember 92 beim damaligen Ministerpräsidenten Vogel am Schreibtisch, da wo jetzt das Parlament sitzt, unterschrieben. Der Treuhandchef kam dazu.

Und dann waren wir im Dezember 92 Privatbetrieb. Das waren eigentlich ganz spannende zwei Jahre, weil man ja überhaupt nicht wusste wie es wird. Aber es war damals eine unheimliche Euphorie unter den Menschen. Der Lebensstandard der Menschen war relativ gering im Vergleich zu heute. Aber die Hoffnung, dass es bald besser wird, die war sehr groß. Die Menschen leben immer von der Hoffnung, was in Zukunft passiert und weniger vom aktuellen Stand. Im Moment sehe ich das eigentlich umgedreht. Der Lebensstandard in Deutschland ist relativ hoch, im internationalen Vergleich sehr sehr hoch. Aber viele Menschen haben halt Angst, was ist in zwei Jahren, was ist in fünf Jahren, kann ich da noch meinen Lebensstandard halten? Ganz unabhängig von dem ganzen Coronamist, der uns gerade beschäftigt. Das sorgt schon für eine gewisse Frustration unter vielen Leuten. Das war damals genau umgedreht.

Welche Fragen haben Sie denn noch dazu?

KEVIN REICHENBACH: *Also wir haben schon festgestellt, die wenigsten konnten weitermachen. Haben Sie eine Idee warum es bei StrickChic funktioniert hat und bei anderen nicht?*

GERALD ROSNER: Also das hängt im Endeffekt immer davon ab, was man für Ideen hat. Ideen, Möglichkeiten, Kontakte umsetzen, machen. Ich sage immer, eine Firma ist wie ein Uhrwerk mit tausenden Rädern. Man kann das nicht kopieren. Jeder hat da seine eigenen Schwerpunkte, und der eine macht das ein bisschen geschickter, hat auch ein bisschen Glück. Glück gehört im Leben auch dazu, dass das Pferd, auf das man gesetzt hat, nicht das ist, das am Ende lahmt. Manchmal hat man es vorher gewusst, manchmal ist es auch Zufall. Aber auf der anderen Seite sage ich auch: »Du musst die Straße langgehen, um jemanden zu treffen, um den Zufall zu provozieren. Wenn du immer nur in deiner Hütte sitzt, kommt der Zufall garantiert nicht.« Da ist es im Prinzip von allem ein bisschen, dass es uns heute noch gibt. Damals gab es ja viele Betriebe. Also während der 90er-Jahre bestimmt zwanzig Betriebe, die hier in Apolda noch Textilien gemacht haben. Aber jetzt sind wir halt, zumindest was industriell angeht, der letzte. Wir haben noch Riedels, die mit drei Mann als Handwerk da sind. Familie Landgraf, die beiden, das ist auch Handwerk. Ansonsten haben wir nur noch die Anke in Bad Sulza mit fünf bis sieben Leuten. Aber so richtig industriell ist das bei ihr eigentlich auch nicht mehr.

KEVIN REICHENBACH: *Die Vertriebswege haben sich sicherlich auch komplett geändert im Vergleich zu bis 89, auch was den Kundestamm angeht ...*

GERALD ROSNER: Zwei Mal! Zwei Mal komplett geändert. Wir haben 1990 im Prinzip mit einer eigenen Kollektion angefangen und haben die eigene Kollektion an die Boutiquen verkauft. Damals dachte jede Hausfrau, die sich in den neuen Bundesländern schön anziehen kann, »Ich mache eine Boutique auf und verdiene damit ganz viel Geld« und in den Anfangsjahren ging das auch noch gut. Durch diese Euphorie, durch diesen Nachholbedarf ist da unheimlich viel passiert. So hatten wir in diesen ersten Jahren eigentlich jedes Jahr zweistellige Zuwachsraten und das hat unheimlich viel Spaß gemacht. Wir waren in den ersten Jahren nur in den neuen Bundesländern aktiv, und ab 95/96 auch in den alten Bundesländern. 2000 war es ungefähr pari, was wir gemacht haben zwischen den alten und den neuen Bundesländern. Da haben wir wirklich nur ein Geschäftsfeld gemacht. Wir haben eine Kollektion gemacht und sie auf Messen und über Vertreter an die Boutiquen verkauft und das dann produziert. Jeder kennt den Termin 1. Januar 2002, da wurde der Euro eingeführt. Für uns war aber eigentlich viel wichtiger, dass im Januar 2002 ein wesentlicher Schritt bei der Auflösung des Welttextilhandelsabkommens war. Bis zu diesem Zeitpunkt waren die Textilerzeugnisse, die in die EU eingeführt werden durften, noch quotiert, das heißt ein Land hatte so und so viel tausend Stricksachen, so und so viel tausend Anoraks und so weiter. Man musste, wenn man importieren wollte, eine Quote beantragen. Da gabs dann viele Umgehungstricks, aber es ist alles irgendwie begrenzt worden. Und das ist damals so Schritt für Schritt weggefallen. Damit konnten die großen Ketten wie H&M und Esprit und Pimkie und wie sie heutzutage alle heißen, immer größere Mengen von Textilien aus Asien importieren, und das hat natürlich den klassisch geführten Familieneinzelhandel, sprich die Boutiquen, kaputt gemacht. Das können Sie heute sehen. Sie finden ja heute in den Innenstädten kaum noch Boutiquen oder sowas.

Deshalb hatten wir bis 2000 so schöne Zuwachsraten, 2002 stagnierte das, und genauso wie es gewachsen ist, ist es dann wieder zusammengebrochen. Weil uns einfach immer mehr Kunden abhandenkamen, die uns was hätten abkaufen können. »Wenn wir da jahrelang zugucken, dann können wir irgendwann auch mal zuschließen, denn so funktioniert das nicht.« Also haben wir gesagt: »Da müssen wir gucken, Straße lang gehen, gucken, was kann man noch so alles machen.« Und das ist natürlich immer schön einfach zu sagen, dann machen wir halt was anderes, aber faktisch, wenn du einen Betrieb hast, ist das nicht so einfach. Du hast viel zu tun, du hast Kunden, du bist in deinen Abläufen drin. Eigentlich hast du gar keine Zeit dich mit irgendwas Neuem zu beschäftigen. Trotz alledem musst du es

immer parallel machen und musst gucken. Und Thema Zufall: Ein Bekannter brachte uns eine Spule mit elektrisch leitendem Garn. Das war 2005. Er meinte, das kann man doch bestimmt verstricken und dann kann man da doch sicher was draus machen. Also haben wir damals, aus heutiger Sicht in Windeseile, unsere aktivheizbare Unterwäsche entwickelt. Ein Jahr, nachdem wir den Faden in der Hand hatten, haben wir das schon auf der ersten Messe vorgestellt. Haben uns damals ganz viel davon versprochen. Wie das immer so ist, ganz so einfach ist es im Endeffekt doch nicht. Wenn der Kunde so ein Produkt in die Hand kriegt, dann merkt man, was am Ende alles für Probleme damit auftreten können. Außerdem hat dieser große technische Aufwand, den man treiben musste, dazu geführt, dass das Produkt relativ teuer wird. Deshalb ist es nur eine sehr kleine Nische. Aber wir produzieren das nach wie vor, sind nach wie vor der einzige auf der Welt, der sich traut, mit Strom direkt auf der Haut zu heizen. Viele haben versucht, es in irgendeiner Form zu kopieren, haben alle aufgegeben, weil der Aufwand einfach zu groß ist. Aber das hat uns natürlich sehr viel Medienrummel gebracht. Wir haben den Design Award gewonnen, auf der ISPO in München auf dieser Sportartikelmesse, das wird viel beachtet. Dadurch sind wir auch bekannt worden als »die, die mit Strom und Textil können«. Dadurch sind Fraunhofer-Institute auf uns aufmerksam geworden, die ganze Forschungswelt, TU Ilmenau und Dresden, und daraus hat sich dann ein neues Geschäftsfeld entwickelt. Am Anfang langsam, jetzt macht das schon einen ganz schönen Anteil aus, dass wir viele Forschungsaufträge machen. Alles, was Textil und Strom ist für Biomediziner, wo wir mit Strom Krankheiten behandeln. Das normale EMS kennt jeder, der schon mal einen Arm gebrochen hatte, da wird mit Strom Muskelaufbau gemacht. Wir machen jetzt gerade Depressionsbehandlung am Kopf wo mit bestimmten Strömen durch den Kopf Krankheiten behandelt werden. Wir machen nur das Textil, wo das reingeht, für die Ströme und die Medizin sind dann die von der Uni zuständig.

Da haben wir also schon mal zwei Geschäftsfelder. Das eine ist die heizbare Unterwäsche, und das andere sind die Forschungsaufträge.

2008 ist eine Firma in Mühlhausen in Insolvenz gegangen. Den Chef kannten wir, der sagte: »Mensch, ich habe so viele Kunden, ich weiß, Produkt übernehmen vom Insolvenzbetrieb geht ja nicht, dann müsstet ihr das Produkt vom Insolvenzverwalter kaufen, aber ich weiß, wie die Pullover aussehen und ich kenne die Kunden. Wenn ihr mich als Vertreter einstellt, dann mach ich für euch ein paar Jahre Vertreter bis zur Rente. Dann komm ich über die Zeit und kann euch in den Markt reinbringen.«

So haben wir unseren Seemanns-Troyer angefangen. Der klassische Marinepullover, mit großem Umlegekragen mit Reißverschluss, der mindestens ein Kilo wiegt und der aus einer richtig kratzigen Wolle ist. Das ist heute eigentlich eine unserer Hauptsäulen, den wir jetzt auch viel im Direktmarketing über Internetshops, über Amazon, über diese ganzen Plattformen verkaufen. Das ist heute eine ganz wesentliche Säule. Das ist Säule Nummer drei.

Die vierte Säule haben wir auch schon 2000 so langsam angefangen. So, wie diese Geschäfte sich so aufgelöst haben und das alles durch die großen Ketten einheitlich geworden ist, genauso haben sich in Berlin Designer selbstständig gemacht. Die haben gesagt, wir machen eigene Geschäfte, eigene kleine Kollektionen, und die brauchen natürlich irgendwo eine Produktionsmöglichkeit. Wegen fünfzig Pullovern kann man nicht nach China fliegen, das rechnet sich nicht. Da haben wir erst für diesen, dann für jenen produziert, das hat sich alles ganz langsam im Prinzip über zehn, fünfzehn, zwanzig Jahre bis heute entwickelt. Das ist heute eigentlich unsere zweitgrößte Säule, dass wir für Designer, für Wiederverkäufer, die häufig Internetshops haben, die meistens eigene Boutiquen in Berlin haben – oder inzwischen auch in Hamburg – individuelle Entwicklungen machen und die Pullover dann auch produzieren. Ja und dann haben wir 2002 das Gebäude hier gebaut.

1999 hatten wir GR-Mittel für den Bau beantragt, mit allen Verpflichtungen für die Angestellten, die das beinhaltet. Da lief es sehr gut bei uns, also wollten wir uns vergrößern. Den Zuschlag gab es dann 2002, als es nicht mehr gut lief. 2007 hatten wir fünfzig Angestellte, aber nur Arbeit für 25. Die Hälfte zu entlassen, wäre allein bei den Gewerkschaften schon nicht durchgegangen, also blieb nur die Betriebsschließung. Das haben wir dann kommuniziert. Ein paar Tage später rief dann die Gewerkschaft Erfurt an, um eine gemeinsame Lösung zu finden. Wir haben uns dann auf eine gewerkschaftseigene Beschäftigungsgesellschaft und Qualifizierungsgesellschaft geeinigt. Das heißt, wir haben 25 Angestellte übernommen und 25 in der Gesellschaft untergebracht. Diese 25 Leute sind auch noch immer im Betrieb beziehungsweise bis zur Rente geblieben.

2012/2013 haben wir die Kollektion an den Fachhandel dann eingestellt und haben jetzt nur noch die restlichen Säulen. Wir haben zwei Mal unseren Kundenstamm komplett gewechselt. Vor der Wende hatten wir 250 Angestellte an verschiedenen Standorten in Apolda und Umgebung. Danach hat sich das zwischen März und Oktober 1990 auf fünfzig reduziert. Wir mussten, bevor die Währungsunion kam, Leute entlassen, als die anderen

Unternehmen damit beschäftigt waren, ihre alten Gebäude zurückzubekommen. Mittlerweile haben wir knapp 21 Angestellte und sind Ausbildungsbetrieb, gerade für eine Näherin; einen Stricker hatten wir in der Vergangenheit auch. Der Trick ist, sich eine kleine Nische zu suchen und sie auch klein zu halten.

KEVIN REICHENBACH: *Früher wurden hier ja auch die ganzen Maschinen für die Strickereien hergestellt, und rundherum waren Schafsherden für die nötige Wolle. Woher bekommen Sie jetzt Ihre Materialien?*

GERALD ROSNER: Wir haben Stoll-Strickmaschinen aus Reutlingen. In Apolda gab es nur Raschel- und Dämpfmaschinen. Die Wolle, die jetzt aus Apolda kommt, ist zu grob für die Produktion hier. Deshalb läuft unsere Kammgarnspinnerei mit Merinowolle aus Neuseeland oder Australien. Unsere Schurwolle bekommen wir aus Südamerika.

HELEN KRAMER: *Gab es damals eigentlich Kooperationen unter den verschiedenen Betrieben, um sich gemeinsam gegen die Treuhandanstalt zu wehren oder waren alle sehr mit sich beschäftigt?*

GERALD ROSNER: Wegen der Wirtschaftsfördervereinigung Apolda haben wir Kontakt zu anderen Betrieben. Aber während der Treuhand gab es keine enge Zusammenarbeit, um sich gegenseitig zu helfen. Teilweise auch, weil sich manche gegenseitig in den Rücken gefallen sind. Da arbeitet man dann ungern noch zusammen.

»Ich hätte damals wirklich einen Krimi schreiben können, das war mir damals schon klar, aber ich hatte wichtigeres zu tun als das zu tun.«

DR. FRITZ-JÜRGEN WEGNER — gründete nach dem Zusammenbruch der DDR die Wegner Strickmoden GmbH. Wegner ist der Urenkel von Robert Jacobi, der 1876 in Apolda die Robert Jacobi AG gegründet hatte. Anfang der 1990er Jahre kam Wegner, der bis dahin im pfälzischen Kaiserslautern lebte und als Tierarzt arbeitete, nach Apolda, um die familiäre Tradition fortzuführen. Er war maßgeblich an der Reprivatisierung des ehemaligen VEB Glockenruf (Nachfolgebetrieb der Wegner Strickmoden vormals Robert Jacobi AG) beteiligt. Die Wegner Strickmoden GmbH existierte bis zum Jahr 2005.

DAS INTERVIEW FÜHRTE KEVIN REICHENBACH

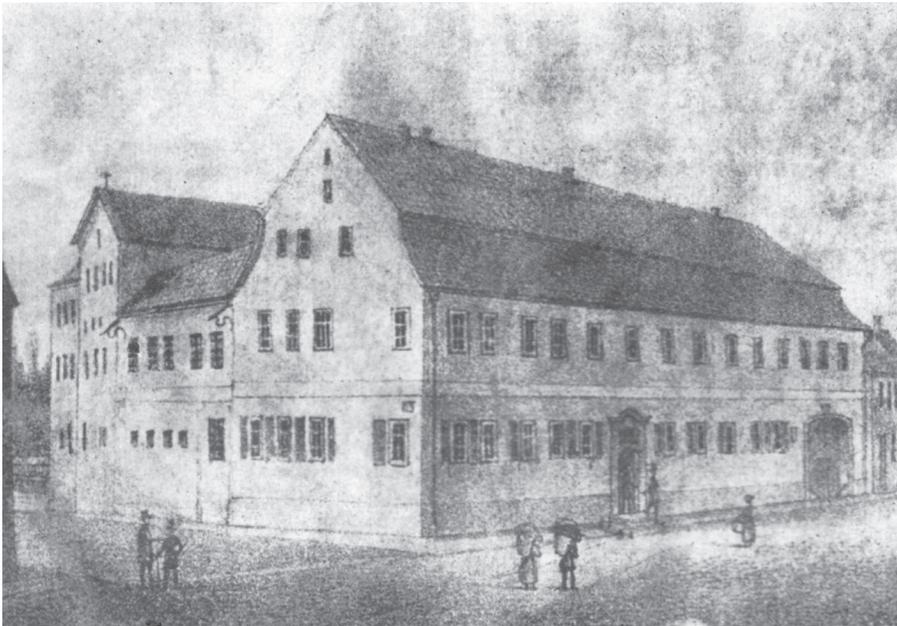
KEVIN REICHENBACH: *Sie sind ja nun im Westen aufgewachsen, was hat Sie dazu gebracht hier nach Apolda zu kommen?*

FRITZ-JÜRGEN WEGNER: Die abgebrochene Familiengeschichte. Ich habe eigentlich einen anderen Beruf erlernt. Ich bin Tierarzt von Haus aus, war speziell im Staatsdienst, habe das Veterinäramt geleitet. Und war eigentlich schon soweit am Karriereende. Dann kam die Wiedervereinigung und der erste, der den Gedanken aufgegriffen hat, die Firma zu reprivatisieren, war nicht ich. An dem Zeitpunkt im Januar 90 war mir das Thema mit den Vermögenswerten viel zu heilig, viel zu das hat nicht in die Zeit gepasst, lass das mal alles werden, dann können wir immer noch darüber reden. Und dann rief der Herr Wennsdörfer meine Mutter an und fragte: »Wollen wir nicht die Firma wieder aufmachen und so.« Ich verkürze das mal alles hier. Jedenfalls haben meine Mutter und ich gesagt, wir könnten ja mal hinfahren im Februar und hören uns mal an, was die sich so vorstellen, damit ist noch lange keine Entscheidung gefallen. Das haben wir dann gemacht, und dann habe ich mich entschlossen, die Sache mal anzugehen.

**ERINNERUNGSFRAGMENTE ZUR APOLDAER STRICK-
UND TEXTILINDUSTRIE UND IHREM WANDEL**

Schauen wir mal zusammen mit dem Wennsdörfer. Der starb dann aber plötzlich im April. Und dann stand ich da und dachte, was mach ich jetzt? Ich wollte aber weitermachen, und dann habe ich das alleine weitergemacht. Und meine Hauptmotivation war eigentlich, ich wollte jetzt ein Zeichen setzen. Ein Zeichen setzen, dass es den Geist der Familie Robert Jacobi-Wegner noch gab. Wir waren bestens beleumundet hier in Apolda. Ich weiß, was hier mit der Textilindustrie los ist, und jetzt gilt es, auch hier Arbeitsplätze zu sichern. Jetzt sind da die armen Schweine, die jetzt mit Sicherheit alle arbeitslos werden. Du kannst das aber noch retten, wenn du das hier machst. Und möglicherweise hast du auch Erfolg. Wahrscheinlich wird es nur eine Episode. Aber möglicherweise hätte sich noch etwas mit Wert daraus ergeben können. Und so habe ich von den fünf ehemaligen Betrieben, die hier zusammen waren, als einziger gesagt, ich mach weiter und bin als ehemalige Firma Fritz Wegner, die hier rausgelöst war, hin und stand zur Reprivatisierung an. Die Tatsache, dass ich gesagt habe, hallo, ich will, hat die Firma zuerst einmal am Leben gehalten. Da konnte die Treuhand sie wegen meines angemeldeten Rechtsanspruchs nicht

Jacobisches Haus, 19. Jahrhundert



zumachen. Und ich musste sie am Leben erhalten. Das hat sie also nur ungern gemacht. Insgesamt. Die Treuhand war der Auffassung, die Textilindustrie in Apolda hat sowieso kein Überleben, die wollen wir zumachen, die machen wir platt. Dafür hat sie viel Geld ausgegeben, sie hat auch mal eine sogenannte Gherzi-Studie bei einer Schweizer Unternehmensberatung machen lassen für viel Geld, 100 000 Mark oder was weiß ich. Und hier die Nichtsanierungsfähigkeit der Apoldaer Betriebe darzustellen. Denn nicht sanieren war zehn Prozent billiger als zurückgeben. Das stand dahinter. Die Gelder sind zum Fenster rausgeworfen worden. Das war die Grundeinstellung der Treuhand zur Apoldaer Textilindustrie. Das war auch bekannt, da hat zum Beispiel auch unser Altlandrat Münchberg in der Presse schwer gegen gehalten. Ich habe es aber gemacht, das war für mich eine Sozialverpflichtung, das erstmal zu tun und den Familien, die noch bleiben konnten, Lohn und Brot zu garantieren. Deshalb habe ich dann lange lange mit der Treuhand gekämpft. Ich hatte davor noch eine Reprivatisierung. Es gab das Modrow-Gesetz im Februar 90, was schon eine Reprivatisierung erlaubte, allerdings unter sehr ungünstigen Umständen, aber immerhin, es war eine holprige Geschichte, ein erster Anfang. Allerdings wurde diese Reprivatisierung mit der Wiedervereinigung und dem Inkrafttreten neuer vermögensrechtlicher Gesetze und Verordnungen – diese eh rechtlich nicht haltbare erste Reprivatisierung – hinfällig und es wurde jetzt mit der Treuhand verhandelt. Vorher war das ja noch ohne Treuhand. Dieser Kampf dauerte etwa drei Jahre. Ich habe es schon öffentlich gesagt, auch bei einer Betriebsversammlung 1994, wo Bernhard Vogel und auch Christine Lieberknecht hier im Hause waren, dass die Treuhand mit allen Mitteln oberhalb und unterhalb der Gürtellinie versucht haben, die Rückgabe, die Reprivatisierung zu verhindern. Das sage ich hier nochmal und dazu stehe ich auch. Wobei du nicht mal sagen kannst, auf die Personen bezogen, dass das jetzt Osis oder Wesis sagen, die Dümmeren im ganzen Bereich waren Wesis und nicht Osis, das muss ich auch mal dazu sagen. Aber das spielt ja jetzt keine Rolle. Jedenfalls habe ich sehr, sehr kämpfen müssen. Und während dieser drei Jahre musste die Treuhand uns am Leben halten, sie mussten uns Liquiditätskredite geben, sie mussten ja hier gewisse Investitionen tätigen, das Ganze bei laufendem Betrieb, diesen ganzen Umstellungsbereich. Ich habe das ja erlebt, wie unglaublich schwierig das für die Leute war, was die in dieser Zeit hier geleistet haben. In einer Situation, wo wir als Ostbetrieb ja jetzt erstmal Märkte erschließen mussten. Und sagen mussten: »Hallo uns gibt's wieder, hallo, wir haben ein Produkt anzubieten«, und so weiter. Das war der große Vorteil von

StrickChic, dass der relativ früh seine Firma zurück hatte im Gegensatz zu uns. Moderner und so, die haben das besser hinbekommen als wir.

Anderthalb Jahre nach der Wiedervereinigung, da brauchten wir dringend Liquidität, die haben sie uns vorenthalten. Und dann kam irgendwann ein Liquiditätskredit und schwupp, hat uns die Sparkasse diesen Kredit, den wir mühselig von der Treuhand errungen hatten, ruckzuck unterm Hintern weggezogen, weil sie nicht glaubte, dass wir überlebensfähig sind. Der damalige Sparkassenchef, Herr Schürmann, hat die Lage anders eingeschätzt.

KEVIN REICHENBACH: *Kurze Zwischenfrage: Warum, glauben Sie, hat es die Treuhand Ihnen so schwer gemacht? Ich dachte, die wären vielleicht froh: »Ach, den Betrieb sind wir los, mit dem haben wir nichts mehr zu tun, der ist dann privatrechtlich und fertig.« Aber wenn Sie sagen, dass die drei Jahre Geld zuschießen mussten, wären die ja eigentlich froh gewesen, wenn sie es vorher hätten abstoßen können.*

FRITZ-JÜRGEN WEGNER: Ja, es geht ums Geld und zwar deshalb: Die Unternehmensrückgabeverordnung sieht einen Ausgleich der Vermögensschenkung – oder falls ein Vermögenszuwachs gewesen wäre – und der Ertragslage vor. Das sind nennenswerte Beträge, die gehen in die Millionen. Der Gesetzgeber macht das, wie immer bei Fördermitteln, nicht, damit ich reicher werde, sondern, weil es wie immer um Arbeitsplätze geht, dass die erhalten werden. Entsprechende Auflagen bekommst du auch, und wehe du hältst dich nicht dran. Das kann nur ein Komma sein, was du vergisst, und dann kommen sie und holen sich das Geld wieder. Das ging ab Mitte der 90er-Jahre los, da hat der Staat wieder Geld eingesammelt. Von denen, die sich nicht an die Auflagen gehalten haben. Darum geht das. Die wollten nicht das Geld bezahlen, denn diese Ausgleichsleistungen gab es nur, wenn die Betriebe als sanierungsfähig eingestuft wurden. Und das wollten sie nicht und waren der Auffassung, wir sind alle nicht sanierungsfähig, also brauchen wir auch das Geld nicht bezahlen, wir bezahlen nur das Geld, sie platt zu machen. Betrieb einzustellen, Sozialplan für die Beschäftigten und so weiter, das war der Hintergrund vom Ganzen. Es ging wirklich bei der ganzen Geschichte ums Geld, denn das wollten sie aus deren Interessenlage heraus nicht zahlen. Und dann muss man sagen, gab es einen Bezugspunkt, das war der 1. Juli 1990. Währungsunion. Da musste eine Bilanz aufgestellt werden. Und diese Bilanz war eine Art Bezugspunkt für die Rechnerei, was die Firma damals, zum Enteignungs-

zeitpunkt 72, wert war, und was sie jetzt wert ist. Das hört sich nach Äpfeln und Birnen an. Ist es auch erstmal. Da gab es ganz komplizierte Formeln, die hatte man sich da ausgedacht, wie man das überhaupt vergleichen kann. Das ist sehr was für Steuerberater und Bilanzprüfer, die können sowas ausrechnen, für so einen Laien wie mich oder andere, das hätte ich doch gar nicht ohne Rechtsanwalt entsprechend heute machen können. Je länger sich der Zeitraum hinauszögerte bis zur endgültigen Entscheidung, umso ungünstiger wurden die Zahlungen, weil ja die Differenz zwischen Rückgabezeitpunkt und jetzt immer größer wurde und sich ja die Situation schon wieder etwas verbessert hatte. Zwischen dem 1. Juli 1990 und dann dem Rückgabezeitpunkt. Das wirkte sich aus, und umso länger das dauerte, desto später wurde also ein Berechnungszeitpunkt genommen, umso geringer waren die Zahlungen. Das war das Spiel von der Treuhand. Wogegen es gegenzuhalten galt. Immer die Zeitverzögerung, ich hätte damals wirklich einen Krimi schreiben können, das war mir damals schon klar, aber ich hatte Wichtigeres zu tun, als das zu tun. Heute interessiert das ja niemanden mehr.

Das war das Thema mit der Treuhand. Natürlich wurden mir nachher von diesen Entschädigungen, diesen Leistungen, die die Treuhand leisten musste, die Liquiditätskredite für diese Übergangsphase alle wieder gegengerechnet. Gut, das Geld hätten sie dann nicht zurückbekommen, wenn sie die Bude platt gemacht hätten, aber das war eben so. Die Linie, die die Treuhand gefahren ist, welche Leute auch immer dahinter standen, hat, denke ich, auf generellen Richtlinien basiert, die besagt haben, Textilindustrie steht nicht im Vordergrund, die ist in Deutschland über kurz oder lang sowieso nicht haltbar. Was ja auch stimmte, muss man ehrlicherweise sagen. Das sehen wir ja auch im Ergebnis, und die Firmen sind alle eingegangen. Die waren alle nicht schlecht, das waren keine blöden Leute, die haben sich auch Mühe gegeben. Die ganze Reprivatisierungszeit kam dann aber auch konjunkturell in schlechtes Wasser. Die Kaufzurückhaltung des Handels, die bleiben ja sonst auch auf der Ware sitzen. Ich könnte jetzt erzählen, wie besonders ungünstige, bis heute anhaltende Rahmenbedingungen Produktion in Deutschland nur noch als Nische zulassen. Was Sie heute im Handel bei den Preisen sehen, vor allem bei Katalogen von Versandhäusern, reicht schon aus. Ich sage mal, dass ein Pullover im Schnitt in der Herstellung schon 35 Euro gekostet hat, und der Handel den so bekommen hat, dann war der ja mit seinem Aufschlag von 140 Prozent. Das ist ein seriöser Aufschlag, um dessen Kosten zu decken, da kamen die gar nicht gegen an. Und dann das Moderisiko. Was bleibt hängen am Ende

**ERINNERUNGSFRAGMENTE ZUR APOLDAER STRICK-
UND TEXTILINDUSTRIE UND IHREM WANDEL**

Strick- und Wirkwaren

205

Rogge & Merkel, Herberstraße 10
☎ 462

G. Roh Inh. Kurt Roh und Ernst Wigger
Fabrik vollener und
seidener Phantasiewaren
Steinstraße 25, Fernruf 53

Roth, Otto, Zimmermannstraße 20
Rudolph, Erich, Ebnadstraße 6 ☎ 802
Saulhorn, Harry, Straße Roter Oktober 19

WILLY A. SACHER
Wollwarenfabrik
Müllerstraße 9, Fernruf 101

Selmann, Otto, Röhrenstraße Straße 28

HEINRICH SATTLER
Fabrikation feiner Woll- und Seiden-
waren
Ritterstraße 19, Fernruf 1531

Schadeberg, Hugo, Grünland 4 ☎ 341

Schäfer, Meier, Petalovitzstraße 3
Schäfer, Hugo, Utenbacher Straße 43
☎ 101

Schäfer, Otto, Siedler Straße 21
Schäfer, Willi, Karl-Muust-Straße 11
Schäfer, Arno, Ernter Straße 32
Schelbig, Rudolf, Faulhorn 27
Schilling, Otto, Boshelstraße 10
Schindler, Erhard, Ernter Straße 16

PAUL SCHINDLER
i. d. L. LUDIS SAUERMILCH
Wirkwarenfabrik
Spezialität: Jersey-Kleider für Frauen u. Mädchen
Müllersstraße 5 Fernruf 1905

Schlenker, Georg, Weißstraße 24 ☎ 599

Schmitt, Kurt, Zopfmarkt 4

GEBRÜDER SCHMIDT
Inh. Max und Paul Schmidt
Strickwarenfabrik
Jägerstraße 14, Fernruf 477

Schmidt, Willi, Wielandstraße 13

Schneider, J. u. H., Weißgirtl. 38 ☎ 385

WALTER SCHNEIDER
Strick- und Wirkwarenfabrik
Goschelsstraße 14, Fernruf 636

Schneider & Reerfeldt, Bahnhofsstraße 36
☎ 2230

Schneider & Götter, Definsstr. 40 ☎ 75

Schmann, Otto, Straße Roter Oktober 45
☎ 9

Schröter, August, KÖ, Amalienstraße 25
☎ 520

Schröter, Friedrich, Jenaer Straße 63

ARTHUR SCHUMANN
Fernr. Albert Pöschl
Strick- und Wirkwarenfabrik
Adolfstraße 6, Fernruf 1092

Schwarz, Arthur, In der Karlsquelle 7

Schwarz, Ernst, Straße Roter Oktober 40
☎ 417

Schwalb & Bouchon, Thälmannstraße 4

Schwalb, Friedrich, & Söhne, und Bären- &
Ciskeller W.G., Wuppertal/Elberfeld, Fried-
rich-Straße, Weißstraße 40 ☎ 1033

Seifarth, Kurt, Weißstraße 18

Siemann, Fritz, Brüderstraße 4 ☎ 1122

Sippel, Fritz, Zimmermannstraße 18

Schorpp, Albert, Hermsfelder Straße 6

RUDOLF SORGE
Wirk- und Strickwarenfabrik
Sohnstraße 23

Spindler, Erich, Amalienstraße 29
Spoor & Franke, Schloßstraße 54
Steinbach, Max, Wilhelmstraße 25
Stengel, Alfred, Stegmannstraße 51
Stiefels, Hans, Neufeststraße 10 ☎ 464

FRITZ TAUBERT
Wirkwarenfabrik
Niederroßauer Straße 29

Tetzels, Inh. Karl-Heinz Boffels, Boh-
nenstraße 34 ☎ 1132
Thielesein, Ernst, Stegmannstraße 9
☎ 422
Troschick, Carl, & Co., Bahnhofsstraße 54
☎ 527
Trüffel, Ernst, Grünstraße 7

Rudolph W. Tschirpe
Strick- und Wirkwarenfabrik
Ludwigstraße 11, Fernruf 561

Willy Tschirpe
Herstellung von Wirk- u. Strickwaren
Bahnhofsstraße 19, Fernruf 1069

Ulrich, Max, Niederroßauer Str. 53 ☎ 490

Paul Ulrich Nachf.
Inh. Margarete Uichmann
Wirkwaren
Strochmannstraße 7/5, Fernruf 571

Richard Ulrich Wirkwarenfabrik
Straße Roter Oktober 22/10

Ulrich, Walter, Niederroßauer Straße 103
Ulmer, Erich, Beethovenstraße 5
Ulmer, Otto, Bergstraße 54

Vaeh & Pümler Wollwarenfabrik
Ritterstraße 6, Fernruf 45

Veiter, Alfred, Dornisgasse 3

OTTO VÖCKLER
Strickwarenfabrik
Gegensicht 1914
Ludwigstraße 7, Fernruf 455

Völter, Walter, Beethovenstraße 6
Völter, B. Paul, Stegmannstr. 8 ☎ 15

Gebrüder Voelker Inh. Gertrude Schürer
Wollwarenfabrik
Reuschelsstraße 12/14, Fernruf 1114

Vogel, Hugo, Stegmannstraße 7/6

Felix Voigt
Wollwarenfabrik
Schillerstraße 4, Fernruf 463

Voigt, Wilhelm H., Veffingstraße 44

Emil Volkholz & Co.
Wollwarenfabrik
Reuschelsstraße 9/11, Fernruf 1111

Otto Volkholz
Strick- und Wirkwaren
Lenningsstraße 64, Fernruf 1139

OTTO VOLLRATH
Wirk- und Strickwarenfabrik
Lenningsstraße 71 Fernruf 1159

WPR (3) Textil-Rider Vereinigte Strick-
u. Wirkwarenfabriken Mühlhausen, Markt
Platz, Stegmannstraße 27/29 ☎ 830

AUGUST WÄCHTER
Strick-, Wirk- und Häkelarbeiten
Spezialität:
Handgeknähte Babyartikel
Bahnhofsstraße 25 Fernruf 250

Wächter, H. u. D., Herberstraße 31
Wagenrecht, Ernst, Amalienstraße 23
Wagner, Georg Paul, Brandestraße 20
Wagner, Heinrich, Herberstraße 9 ☎ 63

C. A. WALTHER
i. d. L. ANNO STÖBER
Strick- und Wirkwarenfabrik
Münzelsstraße 1, Ecke Rittersstraße Straße
Fernruf 1154

Wotta, Friedrichstraße 16
Wöge, Paul, Guldigsplatz 1 ☎ 366

Fritz Wegner KG.
vorm. Robert Jauch & Co.
Strick- und Wirkwarenfabrik
Ritterstraße 37, Fernruf 322

Geschäftsführer:
Gertrud Wigger, Weimar, Heisterstraße 18
Fernruf 3576

Wöhner, Oscar, Suttpatier Str. 8 ☎ 853
Wölschner, Ernst, Beethovenstraße 18
Wöhrle, Paul, Neufeststraße 3

MAX WIENER
Strick- und Wirkwarenfabrik
Straße Roter Oktober 13/16, Fernruf 66

Werner, Erich, Weißstraße 22 ☎ 214
Werner, Hermann, Weißstraße 6
Werner, Paul, Neufeststraße 5
Wettig, Hermann, Utenbacher Straße 60
Wiesenthaler, Werner, Bergstraße 38
Wöde, Otto, Poststraße 37

Paul Wöde
i. d. L. RUDOLF GRONE
Strick- und Wirkwarenfabrikation
Weimarische Straße 64

der Saison? Ein Pullover, den du nicht verkaufst, ich sag das mal bei uns, das pflanzt sich ja fort als Lieferant, der ist am Ende der Saison noch drei Euro wert. Und wenn der Handel Mitte der Saison schon anruft, dass irgendein Teil gut gelaufen ist, dann will der schon 20 Prozent locker haben. Das heißt, auch wir entwickeln zweimal im Jahr hundert Teile Muster, sehr teuer. Davon machst du mit einem Drittel dein Geschäft, zwei Drittel ist für nichts gemacht. Dann der Geldumlauf. 13 Monate vom ersten Gedanken des Designers bis zum Zahlungsziel, wenn es denn eingehalten wird. Es sind alles Faktoren, die diese Branche nicht leicht machen. Es geht eigentlich nur in Deutschland, wenn du sehr niedrig, sprich im Ausland produzierst, dann zu einem relativ hohen Preis verkaufst, um dann den Verlust am Ende wieder auszugleichen. So machen das die, die überlebt haben. Wenn man in Apolda wäre mit der Geschichte, wenn Thüringen nicht gegen Westberlin getauscht worden wäre, wenn wir zur Bundesrepublik gehört hätten, dann wären hier mit Sicherheit zwei oder drei weltweit operierende Textilkonzerne entstanden. Bei der Basis, die es hier gab. Aber das ist ja nun mal anders gelaufen.

Das war das Thema mit der Treuhand. Äußerst schwierige Bedingungen in der Zeit. Die Treuhand hat versucht, einem das Leben schwer zu machen, sie hat einem die Gelder, die man brauchte, um Märkte zu erobern, um die größten Investitionen zu machen, nur sehr schwerfällig bewilligt. Eins vielleicht noch. In meinem Fall zum Beispiel hat sie mich für bedingt sanierungsfähig erklärt. Das heißt, man hat nicht das volle Geld bekommen, sondern nur dreiviertel oder sowas. Das konnte dann bei dem Kampf mit der Treuhand noch ausgehandelt werden. Aber dann musste auch unterschrieben werden, denn irgendwann gab es einen Punkt, wo wieder ein Rechnungszeitpunkt entstanden wäre, der noch ungünstiger für uns gewesen ist. Und bevor dieser letzte Punkt eintritt, blieb mir dann nichts anderes übrig als zu sagen: »Na gut, damit geben wir uns jetzt zufrieden und unterschreiben.« Das andere war dann Formalität mit dem Landesamt für offene Vermögensfragen, die haben dann auch die Unterschrift drunter gesetzt und abgesiegelt. Dann ging es zur Gründungsfeier. Da habe ich natürlich gesagt, warum ich das gemacht habe. Ich habe auch gesagt, ich mache das solange, wie das finanziell geht. Pleite lege ich hier nicht hin, 'ne Insolvenz. Vorher hör ich auf, wie ein ordentlicher Kaufmann aufhört, und nicht wie jemand, der sich dann mit Geld über alle Berge macht. Von denen hat es ja auch genug gegeben. Das wurde mir in Apolda auch immer honoriert dieses Verhalten. Ich vergesse nie einen Satz. Da saß ich bei der Gründungsfeier neben einer Konfektionärin. Die guckte mich so von unten

nach oben an und sagte: »Wissen Sie, wir sind ja so dankbar, dass Sie das machen, dass Sie sich bereit erklärt haben, das hier weiterzuführen. Geben Sie uns Ihren Kopf, wir geben Ihnen unsere Hände.« Das läuft dir aber kalt über'n Rücken, das muss ich sagen. Und so kann ich auch sagen, bin ich auch immer im Betrieb eigentlich geschätzt worden, es gibt natürlich auch immer einzelne andere, da kommt man nicht drum herum, und wir mussten leider die Belegschaft dann auch immer noch reduzieren und reduzieren, und selbst bis zum Schluss hatten wir leistungsmäßig nicht das Niveau erreicht, was zum Beispiel ein westdeutscher Betrieb gehabt hätte. Im Westen musste ein Betrieb zu der Zeit etwa 135 000 Euro Wirtschaftsleistung pro Kopf der Beschäftigten erwirtschaften. Hier lagen wir vielleicht bei 90 000 oder sowas. Jedenfalls habe ich das sehr gerne gemacht. Das hat mir auch Spaß gemacht, weil ich auch eine bestimmte Sympathie für diese Branche – besonders die Modebranche – habe. Ich habe ein Faible für alles, was schön ist. Ich achte darauf, egal was. Mir fällt das auch auf. Und in dieser Branche spielt das eine große Rolle. Insofern habe ich ja sogar bei der Kollektionsgestaltung ein bisschen mitgemacht. Nicht entscheidend natürlich, weil ich das ja nicht wirklich beurteilen kann. Aber was ich zum Beispiel mache, ich habe immer die Kataloge gemacht im Wesentlichen. Zusammen mit einem Fotografen und der Werbeagentur, die das Layout gemacht haben, da habe ich immer sehr stark mitgemacht, und das ist mir auch ganz gut im Großen und Ganzen gelungen. Ich habe das gerne gemacht. Ich war natürlich ein Pendler. Zuhause war ich ja in der Pfalz in Kaiserslautern. Irgendwann habe ich mal gesagt, du bist überall und nirgendwo. Hier arbeitest du, und zuhause bist du in der Freizeit, aber die kannst du auch nicht so leben, denn du kommst freitags abends an und musst sonntags abends schon wieder zurückfahren. Zum Schluss, als es dann wirklich nicht mehr ging, im August, nach allen Hoffnungsjahren, war ich 2004 auf der Messe in Düsseldorf und habe gemerkt, dass sich die Situation nicht verbessert, habe ich gesagt, jetzt kannst du noch so gerade ordentlich aufhören, letzte Chance auch mit den Kündigungsfristen, mit dem Sozialplan, das passt alles so, dass du gerade noch so die Kurve kriegen kannst. Dann habe ich das so beschlossen und entsprechend die Kündigungen ausgesprochen. Das musste ich ja leider öfter machen, in dieser Zeit war ja immer wieder eine Reduktion auf das Nötigste, und dann habe ich das durchgezogen, habe den Sozialplan richtig bezahlt, habe die Fördermittel soweit es musste zurückgezahlt, Investitionszulagen und all sowas. Habe zum Teil auch noch privates Geld drauf legen müssen. Das Einzige, was ich behalten habe, ist die Immobilie, die konnte ich retten. Alles andere

habe ich ordentlich abgewickelt. Damals in Apolda haben die Leute Achtung davor gehabt, dass es mal einer so macht. Da bin ich auch stolz drauf. Dann habe ich die ganze Firma selber abgewickelt, auch die ganzen Jahre, als ich schon wieder in meinem alten Beruf war – ich konnte zurückkehren –, habe ich das gemacht. Fahrerei nach wie vor, war in Koblenz tätig. Das Abwickeln hier am Wochenende, da war ich dann in meinem Büro nebedran gesessen, um meine Papiere zu machen. Die Bude habe ich auch wirklich richtig sauber gemacht. Sodass ich dann auch jederzeit zum Verkauf präsentieren konnte. Da hatte ich dann auch Glück, dass das geklappt hat. Ich hätte es wahrscheinlich noch dramatischer herstellen können, wenn ich so viele Details noch gewusst hätte. Auch die Wut, wie diese Schwierigkeit mit der Treuhand war, das ist alles in dem Sinne verflogen. Wenn man sich die gigantische Aufgabe, die die Treuhand hatte, vorstellt, die die zu leisten hatte. Das war ja alles nicht geplant, dass so manches schief gegangen ist, ist klar, das war ja gar nicht zu vermeiden. Auch, dass etliche Glücksritter hier betrugsmäßig das ausgenutzt haben. Bei denen, die ihre Firmen zurückbekommen haben, da war ein emotionales Spiel mit dabei. Ich habe mich immer als Unternehmer angesehen, nicht als Investor. Ein Investor guckt nur auf die Rendite und sonst nichts. Wie verzinst sich das Kapital? Die Sozialverantwortung, das macht er ungern, das ist nicht seine Motivation. Man müsste mal eine Statistik anfertigen über dieses Faktum. Vielleicht gibt es die auch schon. Ich kenne Leute, die haben ihre gute Existenz im Westen aufgegeben und sind in den Osten zurück, an den Stammsitz ihrer Familie, und haben Aufbau Ost gemacht. Ob das ein Apotheker ist, der heute in Stralsund sitzt, der eine gut laufende Apotheke im Schwäbischen aufgegeben hat, um dann da wieder die Apotheke seiner Vorfahren aufzumachen und und und, es gibt genügend Beispiele. Aber wie gesagt, das war meine eigentliche Intention, und ich denke, das habe ich auch geschafft. Immerhin konnte ich von 90 bis 2005 hier einer ganzen Menge Leute ihr Brot geben. Die haben alle immer pünktlich ihr Geld bekommen. Es gibt ja auch Leute, wenn es klemmt, dann bekommt zuerst der Chef sein Geld und dann die anderen. Bei mir war das umgekehrt, wie sich das gehört. Der Chef bekommt zuletzt das Geld, zuerst bekommen die Leute ihr Geld.

Ich wollte beweisen, dass es diesen alten Geist noch gibt. Dass es noch einen gibt, der den hat, diesen Unternehmensethos, wie es früher – denke ich – in Apolda im Großen und Ganzen üblich war, nicht nur hier. Dass es noch einen von der Sorte gibt. Der ist zwar heute schon längst ausgestorben, aber das wollte ich zeigen. Alle die Schwierigkeiten, die es gab bis

zu diesem letzten Erpressungsakt hier, da wollte ich eben zeigen, dass es was anderes gibt als das. Das ist mir, denke ich, gelungen, damit war ich dann auch in der Tradition meiner Vorfahren.

KEVIN REICHENBACH: *Was mich jetzt noch interessiert: Sie haben ja dann den ehemaligen VEB Glockenruf übernommen, haben wieder Wegner gegründet. Die Mitarbeiter kamen ja sicherlich noch teilweise aus den alten Betrieben oder waren die komplett neu?*

FRITZ-JÜRGEN WEGNER: Sie meinen zur Wendezeit? Ja natürlich. Man kann ja nicht mit der halben Mannschaft arbeiten. Ich habe auch nicht danach geguckt, wer in der Partei war, wer hier von den ganz strammen Sozialisten und Kommunisten getätigt hat, das hat mich nicht interessiert. Wenn ich mich daran hätte stoßen wollen, hätte ich gar nicht erst anfangen können. Das ist ja klar. Ich habe die so übernommen wie ich sie bekommen habe. Wenn ich welche entlassen habe, dann aus betriebswirtschaftlichen, nicht aus ideologischen Gründen. Ich hatte damals Aktivisten im Betrieb, die waren nach wie vor Leistungsträger, egal, ob sie jetzt stramme Rote waren oder nicht. Und die hat man natürlich genauso ordentlich behandelt wie andere auch.

»Und auf einmal war das nichts mehr wert.«

JÜRGEN REICHENBACH — wurde 1956 in Apolda als Sohn eines Strickers und einer Näherin geboren. Sein Stiefvater leitete den Meisterbereich »Strickerei« der PGH Textilmode Apolda. Schon als kleiner Junge kam er mit dem Strickhandwerk in Berührung, schließlich wohnte die Familie im Verwaltungsgebäude der PGH (Produktionsgenossenschaft des Handwerks). Er absolvierte eine Lehre als Stricker und sollte eigentlich die familiäre Strickerei übernehmen, was durch die Verstaatlichung der Genossenschaften in den 1970er-Jahren obsolet wurde.

DAS INTERVIEW FÜHRTE HELEN KRAMER

HELEN KRAMER: *Wir sind auf Sie als Interviewpartner zugekommen, weil Sie vor allem familiär ganz eng mit dem Strickertum verbunden sind. Könnten Sie das vielleicht nochmal erläutern? Und auch wie Sie selbst das erste Mal mit der Strickerei in Verbindung gekommen sind?*

JÜRGEN REICHENBACH: Mein Stiefvater hat eine Strickerei gehabt. Das waren 36 Meisterbereiche, die sich zu einer PGH zusammengeschlossen hatten. Da hatte mein Vater einen Meisterbereich Strickerei, unter anderem. So haben wir ständig mit Strickmaschinen zu tun gehabt, auch zu Hause. Die Strickerei war in dem Haus, wo wir gewohnt haben, wie auch die Verwaltung der PGH. Und da ich die Absicht hatte, diese Strickerei mal zu übernehmen, habe ich Stricker gelernt. Aber durch die Verstaatlichung hatte sich das mit der Übergabe dann alles erledigt. Aber Stricker habe ich dann dennoch gelernt, im neuen Betrieb, im TOA.

HELEN KRAMER: *Sie haben gesagt Ihr Vater hat auch als Stricker gearbeitet. War das ein familiär weitergegebener Berufszweig?*

JÜRGEN REICHENBACH: Nein. Mein Vater war in der PGH Kaufmann, war im Vorstand, und ihm hat die Strickerei gehört. Das war damals noch alles privat. Mein Opa hatte nichts damit zu tun.

HELEN KRAMER: *Wie haben Sie damals den Umbruch von »eigentlich soll der Betrieb in Ihre Hände übergehen« hin zu jemand steht vor Ihrer Tür und sagt Ihnen, Sie müssen den Betrieb abgeben erlebt?*

JÜRGEN REICHENBACH: Da habe ich mir als Jugendlicher keine Gedanken drüber gemacht. Ich war 16 Jahre, ich musste ja erstmal lernen. Es hat sich von der Arbeit auch erstmal nichts geändert, auch für meinen Vater erstmal nicht. Wir haben dasselbe weitergemacht. Nur eben dann in einem VEB-Betrieb. Die PGH wurde verstaatlicht. Die PGH Textilmode war dann der VEB Textilmode. Für die Leute selbst hat sich an der Arbeit nichts verändert. Es ist derselbe Vorstand geblieben, da hatte keine Partei jemanden eingesetzt oder sowas. Aber es war halt nicht mehr privat und sie konnten nicht mehr – in Anführungsstrichen – »machen, was sie wollten«. Denn die konnten sich, dadurch, dass sie 36 Meisterbereiche waren, relativ klein, relativ schnell auf die Wirtschaft umstellen. Da konnten sie viel schneller umstellen als ein großer Betrieb. Die haben selbst Verträge gehabt mit der Bundesrepublik. Da sind jedes Jahr zwei- oder dreimal zwei große Sattel vorbeigekommen, und da wurden die ganzen Pullover, Westover, Kleider, alles was an Strickwerk da war, eingeladen und rübergefahren. So haben die ihre Devisen gemacht. Den PGHS des textilverarbeitenden Handwerks ging es gut, wirtschaftlich ging's denen sehr gut. Aber das war dann alles erledigt. A durch die Verstaatlichung, und B haben die den großen Betrieb gebaut in Apolda, das TOA. Die kleinen Strickereien wurden geschlossen, das wurde zentralisiert, und dann war das alles ein bisschen anders. Das Arbeiten hat auch nicht mehr den Spaß gemacht, den du sonst hattest. Aber ich habe mir da, wie gesagt, keine großen Gedanken gemacht, dass ich nun nicht privat etwas übernehmen kann. Wie gesagt, ich musste das ja erstmal lernen, ich war ja erst in der 10. Klasse. Wäre was anderes gewesen, wenn ich jetzt schon Facharbeiter gewesen wäre, hätte das übernehmen wollen und meinen Meister gemacht und dann wäre es verstaatlicht worden. Das hätte anders ausgesehen. Das war halt nicht mehr uns, sondern dem Staat.

Später wurde dann der VEB Textilmode aufgelöst und kam dann zur TOA mit dazu. Aber nach der Verstaatlichung war's erstmal VEB-Betrieb, und die haben so weitergearbeitet. Drei, vier Jahre, dann war Schluss. Da waren die meisten Bereiche geschlossen und die sind dann hoch [gemeint ist das TOA-Werk auf dem Weimarer Berg – Anm. d. Red.] gegangen. Ich habe mich nicht so gefühlt, als hätte mir jemand was weggenommen. Dafür war ich noch zu jung.

HELEN KRAMER: *Wenn Sie sich zurückerinnern, was würden Sie sagen, welche Stellung hatte man als Stricker gesellschaftlich und sozial in Apolda?*

JÜRGEN REICHENBACH: 25 Prozent der Obertrikotagen, die in der DDR hergestellt worden sind, wurden in Apolda gemacht. Der Textilbereich, das Handwerk hatte in Apolda schon einen großen Stellenwert. Aber man war als Stricker nicht groß angesehen, weil jeder Zweite Stricker war. Das war für uns was vollkommen Normales. Aber wirtschaftlich standest du gut da, du hast ordentlich verdient. Die Tatsache, dass die kleinen Strickereien zugemacht worden sind oder verstaatlicht wurden, und die »Altstricker« in Anführungsstrichen, die schon 20 bis 25 Jahre in dem Beruf gearbeitet haben, in den neuen Betrieb gekommen sind, hast du einen hohen Durchschnittslohn gehabt. Weniger verdienen durften wir ja nicht. Wir haben ordentlich verdient. Ich hatte als Jungfachtarbeiter 1300 Mark auf der Hand. Und das war im Osten ein Haufen Geld. Wenn Sie mal gucken, was die an Miete bezahlt haben. Da konnte man gut von leben. Wirtschaftlich gings uns gut. Aber dass du jetzt, weil du Stricker warst, hoch angesehen warst, so war das nicht. Stricker sein war für uns etwas vollkommen Normales. Es haben auch viele Frauen als Näherinnen gearbeitet. In den Betrieben waren ja ein paar Tausend Beschäftigte. Ein ganzes Neubaugebiet wurde für den Betrieb gebaut, um das zu schaffen. Weil die Leute von Apolda als Arbeitskräfte gar nicht gereicht haben. Aus der ganzen DDR sind Leute gekommen, um hier zu arbeiten. Ich hatte Leute bei mir in der Brigade, die waren aus Chemnitz, aus Rostock, die haben sie überall hergeholt. Nicht alles Facharbeiter, aber die haben sie dann angelernt und ihren Facharbeiter nachgemacht. Man bekam eine Wohnung, das war ja damals was. So haben sie die Leute gelockt. Und durch den Verdienst.

HELEN KRAMER: *Dadurch, dass so viele Leute als Stricker gearbeitet haben, hatten Sie das Gefühl, es gab ein Verbundenheitsgefühl? Auch, dass man sich betriebsübergreifend unterstützt hat? Oder gab es da eher Konkurrenzdruck, weil eben so viele den gleichen Beruf ausgeübt haben?*

JÜRGEN REICHENBACH: Konkurrenzdruck war damals, als es die PGHS noch gab. Zum Beispiel das Haus, wo ich gewohnt habe, da war die PGH Textilmode drin und die PGH Neue Welt. Das waren zwei unterschiedliche PGHS. Sie sind beispielsweise als Angehöriger der PGH Textilmode nicht in die Musterstuben der Neuen Welt reingekommen und andersrum. Das waren schon Konkurrenten. Aber nach der Verstaatlichung dann nicht mehr, Konkurrenzkampf gab's da keinen. Aber der Zusammenhalt war da.

Du warst Stricker, also warst du eine große Familie. Der Textilbereich war *der* Wirtschaftsbereich in Apolda, es gab nichts Größeres. Da war man schon verbunden. Es gab hier Leute, die haben dreißig, vierzig Jahre zusammengearbeitet. Es gab ja nur den großen Betrieb, deshalb gab es keine Konkurrenz. Der modernste Betrieb, der war abgebrannt und wurde Anfang der 80er-Jahre wieder neu aufgebaut, da hattest du als kleiner Stricker keine Konkurrenz zu denen. Der Vorteil bei der PGH, die konnten sich auf den Markt ganz schnell einstellen, was ein großer Betrieb nicht konnte. Solange, wie ich da oben gearbeitet habe, habe ich nur für Quelle und Neckermann produziert, für niemand anderes. Ich habe nicht ein Teil gemacht, das für den DDR-Markt bestimmt war. Nach der Wende war das alles nichts mehr wert, die ganzen Fachkräfte wurden entlassen. Es ist eine Frechheit eigentlich, eine Bodenlosigkeit. So haben es auch viele Leute hier gesehen. Denn mehr Fachkräfte als in Apolda konnte man eigentlich gar nicht haben. Und auf einmal war das nichts mehr wert. Es war eben der Konkurrent und der wurde platt gemacht. Da hat die Treuhand schon für gesorgt. Dass der Betrieb vielleicht nicht mehr mit den 3 500 Beschäftigten hätte wirtschaften können, darüber brauchen wir uns nicht zu unterhalten. Aber er hätte auf alle Fälle weiterbestehen können. Und apropos »Märkte zusammengebrochen«, ich wüsste nicht, wo da Märkte zusammengebrochen wären. Der Westmarkt ist zusammengebrochen, durch den Westen. Wir haben nicht für Russland produziert, oder sonst jemanden. Also Märkte sind für das TOA nicht zusammengebrochen. Der Westmarkt hat zugemacht. Die haben dann nichts mehr genommen, haben sich gesagt: »Das machen wir jetzt schön selber.« Jetzt lassen sie eben in Asien produzieren, irgendwo, wo es billiger ist. Ja das war schlimm. Du hattest ja in erster Linie das textilverarbeitende Handwerk, die waren ja spezialisiert, und das ist alles zusammengebrochen, obwohl du Fachkräfte ohne Ende hattest. Aber es war nun mal so, leider Gottes.

HELEN KRAMER: *Wissen Sie von Leuten oder bestand für Sie die Option, woanders hinzugehen, um weiter als Stricker zu arbeiten?*

JÜRGEN REICHENBACH: Ich kenne keinen einzigen. Welche Option hätten sie denn gehabt? In den Westen höchstens. Aber hier im Osten nicht. Wohin denn? Das war ja in Reichenbach oder Plauen genau dasselbe, auch alles zusammengebrochen. Du hattest nicht viele Bereiche. Ich kenne nicht einen einzigen, der irgendwo untergekommen ist. Es gab ein paar, die sich wieder privat gemacht haben, wenige, die ihr Zeug zurückgekriegt haben, da sind Leute noch untergekommen. Aber dass sich jemand gesagt hätte,

so, ich fahr jetzt nach Berlin und arbeite dort als Stricker weiter, nee. Die Möglichkeit hattest du gar nicht. Wohin denn? Das textilverarbeitende Handwerk war in Thüringen angesiedelt. Plauen, Reichenbach, Chemnitz, Apolda, da gab's nicht viele. Es gab sicherlich in Rostock oder Berlin noch jemanden, aber da wäre man als Arbeitskraft nicht untergekommen. Die hätten selbst genug gehabt, das gabs nicht, auf keinen Fall.

Nur bei denen, die sich selbstständig gemacht haben, da sind noch ganz wenige untergekommen. Aber wenn Sie heute gucken, wer in Apolda als Stricker arbeitet, das sind zwei Hände voll, wenn überhaupt. Wir waren 1500 Stricker. Ich kenne keinen einzigen, der irgendwo untergekommen ist. Die haben dann alle was anderes gemacht. Viele waren ja auch älter, die gearbeitet haben.

HELEN KRAMER: *Haben Sie das Gefühl, dass sich Beziehungen zwischen den Strickern über den Zusammenbruch hinweggerettet haben? Dass da beispielsweise Stammtische noch existieren?*

JÜRGEN REICHENBACH: Selbstverständlich, die gibt's heute noch. Der Zusammenhalt in dem Kollektiv, der war auch danach noch gut. Es gibt heute noch Stammtische, bei denen sich die alten Stricker treffen.

HELEN KRAMER: *Wir haben auch mit dem Apoldaer Museum gesprochen und auch selbst nachgeschaut, was im Stadtbild noch an das Stricker- und Textilerbe erinnert. Es gibt ein paar Straßennamen, es gibt den Strickermann als Statue und im Museum und auch Sonder- und Dauerausstellungen zum Thema. Würden Sie sagen, dass die Stadt Apolda diesem Erbe gerecht wird mit der Aufmerksamkeit, die diesem Erbe geschenkt wird? Oder würden Sie sich etwas anderes wünschen?*

JÜRGEN REICHENBACH: Ich würde mir schon etwas anderes wünschen, weil, wer das nicht weiß, was mal in Apolda war oder welchen Stellenwert das textilverarbeitende Handwerk in Apolda gehabt hat, beispielweise die Jugend, denen wird das nicht vermittelt. Und du siehst auch im Stadtbild nichts davon. Also ich sehe da nichts. Bis auf die Statue. Und wenn Sie Leute fragen, wer Christian Zimmermann war, die wissen das nicht, die Jugendlichen zumindest. Es sei denn, es steht an der Statue dran. Aber sonst, nee. Hier wird kein Augenmerk gelegt darauf. Denn du siehst davon nichts. Nichts, absolut nichts. Und was daran erinnert hat, haben sie weggerissen. Es ist nichts mehr da, gar nichts. Ich wüsste nichts. Das 100A, die Hallen stehen zum Teil noch, da sind jetzt andere drin. Aber es erinnert nichts an den großen Strickbetrieb, dass da mal eine Tafel stände: »Hier

war mal das TOA«, gar nichts. In Apolda erinnert nichts dran. Der Stadtrat oder wer auch immer, die machen nichts dafür, das zu erhalten. Absolut nichts. Und das bisschen hier, wenn wir den European Design Award machen, das ist auch das einzige. Jemand, der in Apolda geboren und jung ist, der weiß davon nichts. Es sei denn, der Vater oder Großvater hat als Stricker gearbeitet und erzählt mal. Aber von der Stadt kommt nichts. Die sind auch nicht bestrebt irgendwas zu machen.

HELEN KRAMER: *Können Sie sich vorstellen, woran das liegt? Glauben Sie, es gibt Gründe dafür, dass das Textilerbe so langsam verdrängt wird, auch aus dem Stadtbewusstsein?*

JÜRGEN REICHENBACH: Nein. Höchstens aufgrund der Tatsache, dass niemand mehr im Beruf arbeitet. Im Gegensatz zu uns damals, wenn wir gesagt haben: »Wir sind Stricker«. Das war jedem ein Begriff. Wenn man das heute jemandem sagt, wissen neun von zehn nicht, was das heißt. Das ist eine Ausnahme. Es ist zwar ein normaler Beruf, aber selbst in Apolda ist er für den Apoldaer fremd, für die jüngeren Leute. Dadurch, dass sie alles plattgemacht haben, arbeiten ja auch nicht mehr viele als Stricker in Apolda. Unter hundert, vielleicht so fünfzig. Ich wüsste nicht einen einzigen Betrieb, der wie wir damals Strickteile für Pullover und so weiter macht. Nicht einen. StrickChic, ja. Aber die machen jetzt was ganz anderes, die stricken keine Pullover oder so. Man würde nichts verdienen. Gegen die Konkurrenz aus Asien kommt man nicht an. Die großen Firmen kaufen nicht die Pullover, die du gestrickt hast. Über Strickwaren weiß hier keiner was.

HELEN KRAMER: *Wir haben auch mit StrickChic gesprochen. Die hatten nach eigenen Angaben auch viel Glück, aber die haben sich auch zur Wehr gesetzt und versucht, ihren Betrieb wieder zu reprivatisieren. War der Gedanke bei Ihnen oder Ihrem Vater auch mal da?*

JÜRGEN REICHENBACH: Nein. Die Maschinen wurden damals [im Zuge der Verstaatlichung – Anm. d. Red.] Gott sei Dank abgekauft, nicht von jedem, aber bei meinem Vater war das so. Und da war der Maschinenpark weg, wir hätten neue Maschinen kaufen müssen, also das gab's bei uns nicht. Mein Vater ging dann auch in Rente. Und ich muss Ihnen sagen, Stricker ist ein langweiliger Job. Du stehst acht Stunden an der Maschine, die Maschinen machen alles allein. Heute noch mehr als früher. Damals musste man noch die Teile abtrennen. Wenn man jetzt beispielsweise einen Pullover gestrickt hat, das vordere Teil haben sie abgetrennt und schön zusammengelegt. Heute macht das die Maschine alles selbstständig. Du beobachtest nur die Maschine. Das war schon mal nichts für mich, das

wusste ich auch. Wenn ich in der P_{GH} geblieben wäre und hätte das übernommen, dann wäre das ein bisschen anders gewesen. Die Maschinen liefen Tag und Nacht, da musstest du nicht dabei sein. Die liefen sieben Tage die Woche, wenn du mal keine Lust hattest, dann hast du sie ausgestellt. Sie müssen sich vorstellen, man saß da in der Wohnstube. Man brauchte Wolle, damit die Maschine auch was stricken kann. Da gab es solche Koner [Kegelförmige Garnspindel – Anm. d. Red.] und wenn da einer alle ist, dann hält die Maschine an. Wenn kein Material mehr da ist, dann sehen Sie das und machen es wieder drauf. Wenn so ein Koner alle war, dann klingelte bei uns in der Wohnung eine Klingel, und dann musste man in den Keller gehen und die Maschine wieder anstellen. Da war das was anderes. Aber wenn Sie als Stricker direkt arbeiten, das ist wie ein CNC-Fräser. Sie stehen acht Stunden an der Maschine, das ist stinklangweilig. Das hätte ich sowieso nicht mein Leben lang gemacht, das wusste ich schon. Ich habe meine Lehre gemacht und bin dann auch weggegangen. Im TOA wäre ich sowieso nicht geblieben. Das ist langweilig gewesen. Da haben Sie auf die Uhr geguckt, wann es vorbei ist. In den P_{GH}s war das ein bisschen anders, das war familiärer. Da konntest du sagen: »Ich geh mal eine halbe Stunde was einkaufen, pass mal auf meine Maschinen auf.« Das hättest du in den großen Betrieben gar nicht machen können. Du musstest bei deiner Maschine bleiben. Wenn du raus wolltest, dann musstest du deine Maschine ausstellen. Wenn du deine Maschine ausgestellt hast, konntest du deine Norm nicht erfüllen. Das war langweilig. Für mich wäre das nichts gewesen für ewig. Aber wie gesagt, bei der P_{GH} wäre das anders gewesen. Da hättest du ja auch Angestellte gehabt. Als Chef hätte man ja nicht ständig selbst an der Maschine stehen müssen.

Nachdem die P_{GH} verstaatlicht wurde, habe ich mir gedacht, gut, ich lerne Maschinenbau für die Textilmaschinen. Da hätte ich nach Reichenbach gemusst. Das war dann deren Argument. Die haben gesagt, lern doch erstmal Stricker, dann verstehst du die Maschinen. Danach kannst du immer noch nach Reichenbach gehen und Maschinenbau lernen. Das haben die deshalb gemacht, weil sie Stricker brauchten für den Betrieb, keine Maschinenbauer. Also habe ich das gemacht. Und ich brauchte es nur anderthalb Jahre zu lernen, anstatt drei als Maschinenbauer. Ich wusste, die Lehre mache ich zuende und dann ist Schluss. Denn Geld ist nicht alles. Wenn du nicht gerne auf Arbeit gehst, dann ist das auch nicht gut. Da bringt dir das Geld am Monatsende auch nichts. Da bist du nur an dem Tag fröhlich, an dem du das Geld kriegst.

In der PGM hätte ich es gemacht. Da wäre ich Chef gewesen, hätte selbst stricken können, hätte ein paar Angestellte gehabt, das sieht anders aus. Aber das Bestreben meines Vaters und auch von meiner Seite, den Betrieb wiederzuhaben, das gab es nicht. Da war mein Vater zu alt. Er hat Geld für die Maschinen bekommen, das heißt, er hätte sich für neue Maschinen hoch verschulden müssen. So Maschinen kosten ja mal ein paar Hunderttausend. Da wärst du pleite gegangen, die hätten dich platt gemacht. Es hat nur wenige gegeben, die das gemacht haben und die vor allem auch Erfolg gehabt haben. Das sieht man in Apolda ja, es gibt nicht mehr viele. Ich kenne auch niemanden, mit dem ich persönlich zusammengearbeitet habe, die sich das zurückgeholt haben.

Aber wie gesagt, den Leuten ging's gut, Geld war genug da, das war's hier. Das wollten sie nicht. Privates. Das war in der DDR nicht so. Da könnte man sich ja eine goldene Nase verdienen, das wollen wir nicht. Das verstaatlichen wir lieber. Die haben gedacht, die Leute verdienen sich hier dumm und dämlich. Und so war es auch für die Stricker. Hier gab es keine Armen. In Apolda war auch ein Haufen Geld da. Kaufkraft war in Apolda immens. Es gab so viele Hunderte Frauen, die als Näherinnen gearbeitet haben und als Spulerinnen. Wie meine Mutter, die selbst Heimarbeit gemacht hat, gab es viele Frauen, die von zuhause genäht haben für die Betriebe. Die haben gutes Geld verdient. Denen ging's schon gut. Das war später dann anders. Den Arbeitern ging's auch gut, so ist es nicht. Einmal im Vierteljahr bekam man einen Bon, weil Betriebsverkauf war, da konnte man verbilligt Produkte kaufen. Die Essensversorgung war auch okay. Die Arbeitsbedingungen waren schon in Ordnung.

Nach der Wende mit der Schließung des Betriebes war es mit der Textilindustrie in Apolda erledigt. Mit dem Job als Stricker hat man in der Umgebung und in Apolda einfach nichts mehr gefunden. Dann war man halt arbeitslos, hat umgeschult und was anderes gemacht. Aber das jemand gesagt hätte, ich ziehe jetzt nach Erfurt und stricke dort weiter, sowas gab's nicht. Das war alles zentriert hier.

HELEN KRAMER: *Es war dann wahrscheinlich auch ein ziemlich umfangreicher Prozess für Sie und andere Stricker, eine Umschulung durchzuziehen und vielleicht auch zu einem völlig anderen Berufsfeld.*

JÜRGEN REICHENBACH: Natürlich. Es war nicht einfach. Die Arbeitslosigkeit war damals auch immens hoch. Man konnte nicht einfach so eine Umschulung machen oder dich in einen anderen Job einarbeiten lassen. Es gab ja nichts oder nicht viel. Es gab gar nicht für jeden Arbeit. Viele sind dann in die ehemalige Bundesrepublik und haben dort was anderes

gemacht, auf dem Bau gearbeitet oder so. Mein Kollege, der war zuletzt Bauleiter. In Apolda haben die übrigen Betriebe alle selbst mit der Arbeitslosigkeit zu kämpfen gehabt. Der Ehrlichkeit halber muss man sagen, in der DDR gab es keine Arbeitslosigkeit. Aber du hattest in jedem Betrieb Leute, die wussten nicht, warum sie da sind. Aber da es keine Arbeitslosigkeit gab, sind die natürlich die ersten gewesen, die nach der Wende gegangen sind oder gegangen wurden. Jeder Betrieb in der DDR hatte zu viele Leute. Eine Umschulung konnte man machen, aber ob man dann irgendwo genommen wurde, das war eine ganz andere Frage. Da sind die wenigsten untergekommen. Das war schon hart, da sind einige vor die Hunde gegangen. Es hat einige gegeben, die jahrelang keine Arbeit hatten, die heute noch keine Arbeit haben. Wir waren noch jung, da ging das alles noch, aber wenn du so 40 bis 45 Jahre alt bist, im besten Arbeitsalter, da hattest du es schwer. In Apolda hast du nichts gefunden, es sei denn du hast dich selbstständig gemacht. Das gab es ja auch. So wie ich. Von den 28 000 Einwohnern in Apolda haben 3 500 in der TOA gearbeitet. Da war dann nicht mehr viel, als die alle arbeitslos geworden sind, nachdem es zugemacht wurde. Vom Direktor bis hin zum letzten Zubringer standen alle auf der Straße. Aber der Zusammenhalt ist trotz allem geblieben. Man hat solange zusammengearbeitet, dann ist man auch danach zusammengeblieben. Weil viele dasselbe Schicksal hatten. Und du hast auch viele Familien gehabt, wo beide mit Textil gearbeitet haben. Du hast beispielsweise als Stricker gearbeitet und deine Frau war Näherin, beide in der TOA. Da standen dann alle beide auf der Straße. Du hast weder als Näherin noch als Stricker was in Apolda gefunden. Das war für viele hart, das hat niemand erwartet. Die haben gedacht, wir leben wie im Westen, schön mit der Westware, und arbeiten wie im Osten. Aber das konnten sie vergessen. Das hat sich ganz schnell gezeigt, dass das nicht so geht.

HELEN KRAMER: Das war ja ein ziemlicher Einschnitt in die Biografie tausender Leute. Hatten Sie das Gefühl, es gab da eine Art Auffangnetz innerhalb Apoldas oder der Strickergemeinschaft das aufzuarbeiten, allein schon auf einer persönlichen Ebene? Oder war das mehr ein »Wir müssen irgendwie dadurch und selbst wieder auf die Beine kommen und dann lassen wir das alles hinter uns«?

JÜRGEN REICHENBACH: Genauso. Jeder hat gesehen, wie er weiterkommt. Musste man auch. Man konnte auf niemanden Rücksicht nehmen, das ist in der Gesellschaft leider so heute. Du hattest zwar dasselbe Schicksal, aber geholfen hat dir niemand, du musstest dir selbst helfen. Du konntest auch

auf niemanden hören. Du musstest allein schauen, wie du wieder voran kommst. Es hat sicherlich viele gegeben, die das zusammen gemacht haben, die gemeinsam was gearbeitet haben oder auf Montage gegangen sind, aber hier hat dich niemand aufgefangen. Wer denn?

HELEN KRAMER: *Wenn es beispielsweise von der Stadt Apolda Angebote gäbe, dass in größeren Diskussionsrunden über diese Vergangenheit geredet wird, würden Sie das gut finden oder daran teilnehmen? Glauben Sie, dass solche Angebote jetzt überhaupt noch zielführend wären? Einfach, um es von Stadtebene zu thematisieren nach dem Motto »Hier ist ganz viel – teils sehr Schlimmes – passiert, und wir fangen jetzt an, das Ganze aufzuarbeiten«.*

JÜRGEN REICHENBACH: Das wäre sicherlich sinnvoll, aber es würde niemandem was nützen. Wem soll das was nützen? Das bringt ja alles nichts mehr. Es ändert ja nichts. Es ist nur, dass man sagt, wir beschäftigen uns damit, wir arbeiten das mal auf. Das ist sicherlich schon sinnvoll. Aber es ändert nichts mehr daran. Das ist ja das Schlimme. Das interessiert sicherlich auch Leute, aber die jungen Leute interessiert das nicht. Viele wissen gar nicht, was ein Stricker ist.

HELEN KRAMER: *Aber das könnte ja vielleicht als Anknüpfungspunkt fungieren, um zu sagen, wir rücken das wieder in den Fokus und versuchen, es dadurch auch an die jüngeren Generationen zu vermitteln.*

JÜRGEN REICHENBACH: Das ja, das wäre wohl was. Viele, die das selbst betroffen hat, die werden sagen: »Ja, Aufarbeitung okay, ich sage auch meine Meinung, aber ich bin damals arbeitslos geworden, es ändert nichts mehr dran.« Was die Jungen anbelangt, okay, den Fokus reinbringen, was war denn Textilindustrie in Apolda, was hat die für einen Stellenwert gehabt, wir haben ja für die ganze Welt gestrickt, es war ja alles in Ordnung. Aber nach der Wende war dann nichts mehr in Ordnung. Es taugte alles nichts mehr. Aber es war Konkurrenz, die haben sie abgeschafft. Das war's, nichts weiter. Der Betrieb, mit fast 3 000 Beschäftigten war zu viel, keine Frage. Aber man hätte ihn nicht zumachen müssen. Wenn man es gewollt hätte, hätte er weiter produzieren können. Unser Markt war der Westen, die Bundesrepublik, Neckermann, Quelle. Unser Hauptmarkt. Wir haben sicherlich auch nach Russland geliefert und nach Bulgarien, aber das war nicht der Hauptmarkt, denn da haben wir keine Devisen bekommen, wir brauchten ja die Devisen. Und die haben wir nur aus dem Westen bekommen. Als die Wende war, war's dann erledigt. Dabei haben wir die modernsten Maschinen der Welt gehabt. Die wurden in Karl-Marx-Stadt hergestellt. Das

war nicht so, wie es so oft erzählt wurde, die Technik war nicht veraltet. Das waren die neusten Maschinen, es gab nichts besseres. Die Japaner waren bei uns, die haben wir eingearbeitet. Denn die Maschinen, die in der DDR hergestellt wurden, wurden nach Japan exportiert. Auf den Maschinen haben die gestrickt. Auf Maschinen aus der DDR. Der Japaner ist ja nicht blöd, der kommt ja nicht in die DDR, wo die Maschinen aus den 30er-Jahren sind, während in der Bundesrepublik die neusten Maschinen sind. Die haben unsere Maschinen gekauft. Wir hatten Leute aus Japan, aus Zypern, die direkt Stricker gelernt haben, aus Kuba, Mosambik. Die haben auf unseren Maschinen gelernt, weil genau mit diesen Maschinen gestrickt wurde. Aber der Konkurrent war mit der Wende erledigt. Die Fabrik in Karl-Marx-Stadt wurde dann von einer West-Firma übernommen, die Maschinen brachten gutes Geld, die Strickwaren konnten sie selbst stricken. Oder sie lassen die Sachen in Asien herstellen. Den asiatischen Markt gab es bei uns ja früher nicht, wir haben alles selbst hergestellt. Aber das haben sie dann alles kaputt gemacht.

Für mich sind die von der Treuhand die größten Verbrecher gewesen. Die waren nur da, um alles platt zu machen, nichts weiter. Wenn ich überlege, in Neustrelitz wollte die Belegschaft den Betrieb kaufen für ein paar Hunderttausend Mark, die Treuhand hat abgelehnt und ihn dann an die Belgier für eine Mark verkauft, und die haben nichts weiter gemacht, als die Maschinen rauszuholen. Die haben den Betrieb monatelang besetzt. Das war die Treuhand. Selbst wenn sie die Belegschaft den Betrieb hätten kaufen lassen, die ihr privates Geld hätten reinstecken lassen, und selbst wenn sie später in die Insolvenz gegangen wären, wäre das schade gewesen, aber ein Schaden wäre ihnen doch nicht entstanden. Aber nein, den Belgiern haben sie es verkauft, die haben die Maschinen rausgeholt und nach Hause geschafft. So war wieder einer weg. So sehe ich das. Das war die Aufgabe der Treuhand und nichts weiter. Wenn du nach der Treuhand gehst, dann waren alle Betriebe hier pleite. Und das konnte nicht sein. Was immer erzählt wurde, wie pleite wir gewesen wären, so pleite waren wir nicht. Da muss man nicht in der SED gewesen sein, um das so zu sehen. Bei Porzellan aus Meißen oder Spitze aus Plauen konnten sie wahrscheinlich nicht dran, da gab's wohl nichts Besseres im Westen, aber für alles andere haben sie die Konkurrenz platt gemacht. Und so reich wie sie sich immer selbst dargestellt haben, waren sie auch nicht. Die waren nicht pleite, aber sie brauchten auch Geld. Und die Märkte hatten eigentlich wir. In den Osten, bei den Russen, den Chinesen. Das haben sie in dem Maße nicht gehabt, jetzt natürlich schon. Das ist meine persönliche Meinung.

Aufarbeitung ist schön und gut, aber es wird ja niemand hierherkommen und wieder einen Betrieb aufbauen, um wieder zu stricken. Aber wie gesagt, viele wissen es ja gar nicht. Wenn man auch auf der Autobahn das Schild sieht »Glockenstadt Apolda«, hier wird zwar seit Jahrzehnten keine Glocke mehr gegossen, das ist nicht weiter schlimm, es gibt generell nicht mehr viele Gießereien, aber auch davon sieht man hier nichts mehr. Es wissen doch die Allerwenigsten, dass zum Beispiel die größte Glocke im Kölner Dom in Apolda gegossen wurde. Neues bauen ist anscheinend wichtiger, das Alte interessiert nicht mehr. Die CDU hier auf alle Fälle nicht. Für die Erhaltung der Tradition hier haben sie nichts getan. Die Klubhäuser haben sie abgerissen oder einfallen lassen. Nichts mehr, was an die DDR erinnert. Das Klubhaus der Textilarbeiter haben sie auch abgerissen. Da steht kein Stein mehr auf dem anderen. Wundert mich, dass sie das Denkmal für Christian Zimmermann noch haben stehen lassen.

Das war ein tiefer Einschnitt, und viele haben es nicht verstanden. Wie gesagt, der Betrieb ist neu aufgebaut worden, weil er in den 80ern abgebrannt war. Sie haben neu aufgebaut, obwohl er schon ganz neu war, die Maschinen waren die modernsten Maschinen. Der Großteil hat nur für den Westen gearbeitet, und dann stellst du nach der Wende fest, die nehmen nichts mehr, sie wollen nichts mehr, sie machen es dicht. Was soll man da noch reden?

»Stimmungsmäßig ist das total ungünstig: Mit Misstrauen hatte der Osten lang genug zu kämpfen.«

ANNA STIEDE — ist Politologin und Performancekünstlerin, sie ist in Apolda aufgewachsen, hat in Marburg studiert und lebt mittlerweile in Berlin. Wir trafen sie auf der Eröffnung der dreitägigen Installationsausstellung zu TreuhandTekkno in Apolda. Die begehbare Installation war die erste öffentliche Station eines groß angelegten künstlerischen Forschungsprojekts in ganz Ostdeutschland: TreuhandTekkno. Das Phänomen der Deindustrialisierung durch die Treuhand im Osten wird mit den subkulturellen Phänomenen des Technos überblendet. Zusammengebracht werden hier nicht nur zwei soziale Phänomene, sondern auch zwei verschiedene Generationen, die in den 1990er-Jahren wenig im Austausch miteinander waren. Im Rahmen der Recherchen wurden im September 2020 Begegnungsräume mit Zeitzeug*innen organisiert. Das Projekt wurde aus dem Künstler*innenkollektiv »Panzerkreuzer. Rotkäppchen« – kurz: PKRK – heraus initiiert und durchgeführt.

DAS INTERVIEW FÜHRTE JULIAN DEGEN.

JULIAN DEGEN: Bevor wir richtig loslegen. Wollen wir uns duzen?

ANNA STIEDE: Ja klar!

JULIAN DEGEN: Cool! Also, wir als Rosa-Luxemburg-Stiftung Thüringen haben uns Mitte dieses Jahres auf die Suche gegeben, um die Frage zu beantworten, warum Apolda bis 1990 eine Textil- und Industriestadt war und heute vor allem von der Textilindustrie nicht viel übriggeblieben ist. Als wir anfangen zu recherchieren, ist uns aufgefallen, dass obwohl wir immer den Eindruck hatten, es gibt an sich großen Redebedarf über die Zeit und die Thematik, konkret die Leute nicht wirklich gerne oder ausgiebig über diese Zeit redeten? Warum denkst Du ist das so?

ANNA STIEDE: Als wir als Kollektiv anfangen zu recherchieren, haben wir festgestellt, dass es einen großen bisher ungestillten Redebedarf zu dem Thema gibt. Wir trafen viele aufgeschlossene Leute, die in Apolda unser Vorhaben unterstützten. Auf der anderen Seite ist uns auch aufgefallen, dass die Treuhand-Thematik ein Thema ist, welches mit Traurigkeit, Scheitern und Verlust belegt ist. Vor allem aber auch mit ganz viel Unklarheit über den Verlauf der Industrieabwicklung. Obwohl es im Osten ein enormes Redebedürfnis gibt, ist es grundsätzlich – auch unabhängig von der Treuhand-Thematik – schwierig, Menschen über den Osten zum Reden zu bringen oder über die Zeit um und nach der Wende. Das hat viel mit der enormen Schnelligkeit der Veränderungen Anfang der 90er zu tun, noch immer nicht zu verstehen, warum voll funktionsfähige Maschinen genauso verschrottet wurden wie hochqualifizierte Arbeitskraft. Die Dequalifizierung und Abwertung von Berufsbiografien sind schmerzhaft Erfahrungen gewesen, die viele Leute in Kisten verstaubt haben. Den Schritt zu wagen, diese negativen Erfahrungen und Erinnerungen aus der verstaubten Kiste herauszuholen, braucht Vertrauen, was wir durch wohl kuratierte Räume schufen, viel Aufmerksamkeit und vor allem ein ehrliches Interesse, den Geschichten der Menschen zuzuhören

JULIAN DEGEN: *Warum habt Ihr Euch für Eure Recherchen und Euer Projekt Apolda ausgesucht? Also wie kam es dazu, dass wir uns begegnet sind und wir Dich interviewen?*

ANNA STIEDE: Nunja, in erster Linie, weil wir zur selben Zeit, am selben Ort nach derselben Sache gesucht haben. Unsere TreuhandTekno-Recherchen begannen Anfang des Jahres. Auch wenn weder Treuhand noch Techno ein rein Berliner Phänomen sind, wollten wir dort beginnen und dann an weiteren Rechercestationen forschen. Seit Anbeginn unserer Projektentwicklung galt erstmal einer anderen Thüringer Stadt unser Interesse: Unsere Regisseurin und Ideengeberin für das Projekt Susann Neuenfeldt hatte Fragen an die Abwicklung des VEB Elastic Mieder aus Zeulenroda. Wie recherchierten dazu. Was heißt eigentlich »Abwicklung«? Interessant fanden wir die Spur von Unterwäsche [die beim VEB Elastic Mieder hergestellt wurde – Anm. d. Red.] und Textil zu verfolgen. Wir probten demnach auch mit Wolle und Strick, um zu verstehen, was »Abwicklung« bedeutet. In Berlin war es derweil für uns als freies Theaterkollektiv schier unmöglich, mit unserem Projekt und Aufführungsorten zu beginnen. Wie es der Corona-Zufall so wollte, stießen wir auf die Ausschreibung der IBA Thüringen, die mit der »Open Factory« den Eiermannbau zur Zwischennutzung ausschrieb. Nicht nur passte das zu unseren ersten Spuren, die mit Textil

verbunden waren, sondern auch weil hier ein luftiger, ehemaliger Fabrikraum ausgeschrieben wurde und ich selbst meine erste Technoparty dort erlebte, bevor ich in den Westen zog. Tollerweise ist unsere Bewerbung angenommen worden, und so fuhren wir mehrfach nach Apolda für unsere Recherchen, konnten im September drei Begegnungsformate mit Zeitzeug*innen umsetzen und zwei Wochen lang im Oktober vor Ort weiterarbeiten und zum Schluss unsere Arbeit der Öffentlichkeit präsentieren

JULIAN DEGEN: *Du hast den Eiermannbau erwähnt, er ist ein gutes Stichwort. Früher war der Eiermannbau eine Fabrik für Löschwerkzeug, heute ist der Bau saniert, und die Internationale Bauausstellung hat dort in Thüringen einen Standort gefunden. Als wir unsere Recherchen begonnen haben, hatte das nicht nur mit dem von uns vermuteten allgemeinen Redebedarf zu tun, sondern auch damit, dass wenn wir heute durch Straßen laufen, wir alte vor sich hin verrottende Gebäude sehen. Habt Ihr Euch den Eiermannbau bewusst als Ort für Eure Installation ausgesucht?*

ANNA STIEDE: Zum einen gab es diese Ausschreibung am Eiermannbau, das war ein Grund, warum wir da gelandet sind. Außerdem hatten wir aus meiner Jugend noch Originalfotos des Gebäudes in unsaniertem Zustand, die unsere Arbeit beeinflusst haben. Unsere Tänzerin Maïke Möller-Engemann performte mit dem aus unseren Soundrecherchen-Material vor der heruntergekommenen Eiermannbau-Fassade. Grundsätzlich interessieren uns alte Gebäude und leere (Fabrik-)Hallen. Sie erzählen vom Zerfall und dem Ruin. Spannend ist doch, dass überall im Osten die leerstehenden Fabrikgebäude von einer jüngeren Generation mit Sehnsucht nach Maschinensound mittels Techno besetzt und wiederbelebt wurden, an Orten wie dem Eiermannbau fanden grandiose unkommerzielle Technopartys statt. Doch nicht nur die Hallen waren wichtig für uns. Bei den ersten Technopartys in den 90ern wurden viele Dinge aus den alten Betrieben beziehungsweise Betriebsstätten als Deko genutzt. Zum Beispiel wurden alte Lampen, genauer gesagt die Glühbirnen, des VEB Narva in Berlin, wo wir aktuell für unsere nächste Station forschen, als Deko für den legendären Technoclub Tresor genutzt. Apoldas Technoparties Anfang der 90er-Jahre hingegen waren berühmt dafür, dass sie unglaublich dunkel gewesen sein müssen, da die Veranstalter*innen mit meterweise vorhandenen Stoffbahnen aus den alten Textil-VEBs die Räume abdunkelten und gestalteten. Das waren alles Anknüpfungspunkte für uns und unser Projekt. So, wie uns bei unserer Überblendung von Treuhand und Techno das Forschen rund um Textil zu spannenden Fragen führte (kann ein Mensch allein »abwi-

ckeln«?), so halfen uns auch die Maschinen zu lernen. Es war gar nicht so leicht, alte zum Ende der DDR noch funktionierende Maschinen ausfindig zu machen. Dank der Unterstützung verschiedener Textilunternehmen in und um Apolda konnten wir aber einige alte Maschinen kennenlernen. Das Summen, Brummen, Rattern und Haken der alten textilverarbeitenden Maschinen war für unsere Arbeit unglaublich wertvoll. Bei unserer begehbaren Installation könntet ihr die daraus entstandenen Beats erleben. Deshalb ja, wir wählen die Orte für unsere Installationen und Performances bewusst aus, forschen aber auch zu den Lokalitäten, die – wie der Apoldaer Eiermannbau – zu uns kommen

JULIAN DEGEN: *Schauen wir nochmal genauer auf die Treuhand-Thematik. Eine Frage, die uns immer wieder antreibt, ist: Warum gab es anscheinend vor der Wende so viel (Textil-)Industrie in Apolda und warum danach nicht mehr, was denkst Du darüber?*

ANNA STIEDE: Das ist in der Tat eine hochinteressante Frage. Wir lernten, dass in Apolda alle VEBS damals bis zum 30. Juni 1990 abgewickelt – heißt im Apoldaer Fall privatisiert oder geschlossen wurden. Das muss man sich mal vorstellen: Damals existierte die DDR noch. Die Treuhandanstalt war

Der Egon-Eiermann-Bau in Apolda



gerade mal einige Monate in Betrieb. Diese Betriebe wurden in unfassbarer Geschwindigkeit abgewickelt. Die Leute fühlten sich überrannt. Und natürlich ist es paradox, dass sie damals mitbekommen haben, dass etwas passiert, aber nicht wie und wann und wohin es geht. In dieser Zeit bemühten sich viele ehemalige Beschäftigte, die Textilindustrie und am Ende auch Arbeitsplätze in kleineren und größeren Projekten weiterzuführen. Da haben sich einige richtig reingehangen. Damals wurde gearbeitet, gestreikt und hart gekämpft, nicht in Apolda, doch an anderen Orten in der 1990 noch existenten DDR – auch mit und durch Hungerstreiks (wie in Bischoferode oder Rottleberode). Rückblickend wirkt es so, dass es an ernsthaftem politischem Interesse mangelte, die Menschen in ihrer Eigeninitiative zu unterstützen beziehungsweise den Protest ernst zu nehmen. Außerdem traten in den Gesprächen mit den Textil-Zeitzeug*innen immer wieder auch Fragen um die Entwicklung der Textilindustrie nach 1990 auf: Was ist nur aus den schönen Pullovern geworden, die heute billiger und unter schlechten Arbeitsbedingungen im Ausland produziert werden? Globalisierung scheint eng verwoben mit der Deindustrialisierung des Ostens. Die Textilarbeiter*innen begreifen sich heute zum Teil selbst als aussterbende Spezies: Das Handwerk des Nähens und Strickens stirbt hier einfach aus. Während zu DDR-Zeiten Hunderte Menschen pro Jahr zu Näherinnen und Strickern in Apolda ausgebildet wurden ist ein junger Stricker heute ein totaler Exot.

Zu dem Drama der lokalen Textilindustrie kommt noch hinzu, dass Ostler*innen (in Apolda viele mutige Frauen) enorme Kredite bei Privatbanken aufnehmen mussten, um Maschinen oder Arbeitsstätten Anfang der 1990er zu kaufen, ähnliches oder selbiges in den Westen aber teilweise für die bekannte eine Mark verkauft wurde. Warum mussten sich Ostler*innen schwer verschulden, während dem Westen Gebäude und Maschinen quasi geschenkt wurden? Über sowas wurde zwar schon häufiger gesprochen, und irgendwie wissen auch alle, dass es sowas gab, aber mal ernsthaft diese Zeit durchleuchtet und mal offen über Machtverhältnisse geredet wurde bisher nicht

JULIAN DEGEN: *Was meinst Du genau mit Machtverhältnissen?*

ANNA STIEDE: Wir haben in den Gesprächen festgestellt, dass die Machtverhältnisse 1990 und folgende extrem undurchsichtig waren und dass bis heute noch einiges unaufgedeckt und im Argen liegt. Damit meine ich, dass einfach nicht klar war, wer, wie, warum und mit welchem Interesse Entscheidungen getroffen hat und treffen konnte. Darüber zu reden und das aufzuklären ist wichtig! Damals wurden einigen Menschen vollfunk-

tionstüchtige Maschinen quasi an der Werkbank unter den Händen weggenommen, um sie dann größtenteils schlicht und ergreifend zu verschrotten. Das ist doch brutal! Denn im Grunde war diese Enteignung ja nur der Vorspann der Entwertung ihrer eigenen Arbeitskraft und Qualifikation, die sie da mit ansehen mussten. Das mit der Verschrottung ist auch nochmal so eine Sache, wo es um Macht- und Entscheidungsstrukturen ging. Damals kam vollkommen unqualifiziertes Personal aus dem Westen und sollte Gutachten erstellen und Einschätzungen zu allen möglichen Dingen abgeben, ohne irgendeine Ahnung von Volkswirtschaft oder der jeweiligen Industrie zu haben. Diese Beurteilungen waren dann ausschlaggebend, ob Dinge zum Beispiel verschrottet, verkauft oder weiter benutzt wurden. Ein Fall, auf den wir bei unseren Recherchen gestoßen sind, war der eines Veterinärarztes, der Maschinen und ein Apoldaer VEB begutachtet hat, dessen Maschinen dann verschrottet wurden. Wir reden hier aber von Textilmaschinen nicht von Maschinen, mit denen ein Veterinär vielleicht irgendetwas zu tun gehabt hätte. Für all das ist es schwer, Erklärungen zu finden, wenn die Beschäftigten sich richtig abmühen, ihre Arbeitsstätten zu erhalten und ihre Arbeitsplätze zu retten. Im Umkehrschluss aber irgendwelche undurchsichtigen und unverständlichen Dinge passieren und am Ende die Arbeitslosenzahlen so rasant ansteigen, dass ich finde, dass da schon von einem Schock für die kleine Stadt Apolda gesprochen werden kann, deren ganzer Stolz doch eben »die schönen Pullover« und Textilien waren.

JULIAN DEGEN: *Um solche Undurchsichtigkeiten aufzulösen, haben wir versucht, in Akten dieser Zeit zu forschen. Ihr habt zum einen in kuratierten Räumen mit vielen Zeitzeug*innen geredet, aber habt Ihr auch aktenbasiert recherchiert?*

ANNA STIEDE: Für uns sind Gebäude, Maschinen, Gegenstände und die Zeitzeug*innen wertvolle Archive! Auffällig war, dass neben Zeitungsartikeln kaum Dokumente zu dieser Zeit auffindbar sind. Wir haben aber in der Tat versucht, aber es war für uns sehr schwer, an diese Treuhand-Akten heranzukommen, wir sind tatsächlich bis heute noch nicht an sie rangekommen. Wir finden das verwunderlich, da wir denken, dass unsere Recherchen im öffentlichen und gesellschaftlichen Interesse liegen – was Voraussetzung dafür ist, dass die Schutzfrist für die Akten verkürzt wird. Bisher überzeugt das anscheinend nicht ausreichend, was wir offen gestanden absurd finden. Es ranken sich so viele Fragen und Mythen um die Treuhand, dass es doch nur logisch und folgerichtig sein muss, hier Licht in

die Geschehnisse zu bringen, wenn man an einer demokratischen Zukunft interessiert ist. Wie zu den Stasi-Akten auch müssen die Treuhand-Akten schleunigst der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden! Alles andere verweist darauf, dass irgendwer irgendwas zu verbergen hat. Stimmungsmäßig ist das total ungünstig: Mit Misstrauen hatte der Osten lang genug zu kämpfen.

JULIAN DEGEN: *Entgegen der bundesarchivrechtlichen Bedenken: Warum, denkst Du, ist es heute relevant, sich mit dieser Thematik zu beschäftigen?*

ANNA STIEDE: Menschen haben ein Recht zu verstehen, was vor 30 Jahren geschehen ist. Viele Fragen sind bis heute unbeantwortet geblieben. Ich denke, es ist wichtig, diese Fragen zu beantworten und auch aufzuklären, welche Rolle dabei welche Akteure gespielt haben und welche eben nicht. Ganz konkret: Welche Agenda fuhr in dieser Angelegenheit eigentlich die Thüringer CDU? Unbeantwortete Fragen sind Nährboden für Mythen, Verschwörungen und Ärger, der zu stabilem Hass anwachsen kann, und das ist keine gute Grundlage für Gesellschaft.

Aber darüber hinaus finde ich auch, dass dieses Thema mehrgenerationelle Begegnungsräume schafft, die total wichtig sind, damit sich sozialpolitische Beschädigungen nicht unbearbeitet von Generation zu Generation weiter übertragen. Mir wurde zum Beispiel in der Schule immer erzählt, dass wir uns anstrengen und hart arbeiten sollen, während um uns herum die Generation unserer Eltern sich schwer anstrengt, um sich im neuen System zu behaupten, und drum herum aber alles verfällt und viele eben arbeitslos wurden. All das muss verarbeitet werden, um Gestaltungswillen wiederzubekommen, um diese Erfahrung zu beseitigen, völlig niedergemacht worden zu sein. Politikverdrossenheit im Osten? Mangelnde Erfahrung an zivilgesellschaftlicher Selbstorganisation im Osten? Da dachte man, es sei Schluss mit dem einem autoritären Staat, und dann werden sämtliche interessenspolitischen Initiativen, um den Osten nach der DDR zu gestalten, lächerlich gemacht und als nicht zulässig gebrandmarkt. Ohne eine Verarbeitung dieser Geschichte, die jede Ostbiografie mehr oder weniger beeinflusst hat, ist Politik im Osten schwerlich machbar. Ich denke, die Bearbeitung dieses Themas und das Einklagen eines öffentlichen Rechts auf Einsicht in die Akten können Teil einer politischen Verfahrensweise sein, um die Gestaltung einer demokratischen Zukunft im Osten zu ermöglichen.

SPURENSUCHE

Was ist vom großen lokalen Erbe der Strick- und Textilindustrie in Apolda geblieben? Direkt sichtbar ist die Selbstdarstellung der Stadt Apolda als Glockenstadt. Die Assoziation mit der historisch sehr viel weniger aktuellen Glockengießerei zieht sich durch das komplette Stadtmarketing- vom Autobahnschild bis hin zum Logo der Stadt.

Der erste Blick lenkt also in eine andere Richtung. Aber es gab auch verschiedene Maßnahmen zur Darstellung der Tradition des Textilhandwerks in Apolda durch die Stadtverwaltung, den Stadtrat und Einwohner*innen. Eine Chronologie der lokalen Spurensuche.

1993

Start des *Apolda European Design Award* und der *Apoldaer Modenacht*. Der Apolda European Design Award nimmt Bezug auf die große Industrievergangenheit der Stadt. Die Ausstellung »Tracking Talents – Mode (ver)folgen« war ein Projekt dieses Awards. Sie zeigte die Ergebnisse des vorausgegangenen, alle zwei Jahre stattfindenden *Apoldaer Strick- und Textilworkshops*.

1997

Rückkehr des Christian-Zimmermann-Denkmal auf den Alexander-Puschkin-Platz. Das Denkmal wurde 1892 anlässlich des 50. Todestages von Christian Zimmermann auf dem damaligen Karlsplatz errichtet. Anfang der 1950er-Jahre wurde der nun in Alexander-Puschkin-Platz umbenannte Platz neugestaltet und ein Springbrunnen am Platz des Denkmals errichtet. Das Denkmal wurde in die Herressener Promenade verlegt und 1997 wieder an seinen alten Platz gebracht.

2001

Beginn der Dauerausstellung zur Textilindustrie im *GlockenStadtMuseum*. Die Dauerausstellung »Vom Strumpf zur Obertrikotage« im GlockenStadt-



Museum veranschaulicht die Textilbranche als Haupterwerbszweig der Apoldaer anhand einer Vielzahl von Maschinen, Mustern und Bekleidungsstücken. Das Museum widmet sich neben seiner Dauerausstellung seit mehreren Jahren dem Thema »Textil«, auch in seinem Ausstellungsprogramm, so zum Beispiel mit »Phantastisch, impulsiv, kurios – Perspektiven weiblicher Mode« (2014), »Wie kommt der Kaktus in die Mode« (2017) und »Tracking Talents – Mode (ver)folgen« (2019/20).

Die Museumsfassade war zudem in den letzten Jahren Projektionsfläche, um mit außergewöhnlichen Gestaltungen auf die Vermittlung von Museumsinhalten hinzuweisen. War das Museum 2017 mit Musterstreifen bestrickt, erinnerten im darauffolgenden Jahr überdimensionale gestrickte Strümpfe an den Beginn des textilen Gewerbes. Die »Tracking Talents«-Fassade verwies auf experimentelles innovatives Modedesign.

Das GlockenStadtMuseum in Apolda



2009

Stadtrat beschäftigt sich mit der »Ansiedlung einer Schule für Mode und Design« in einer ehemaligen Strickfabrik. Der Bürgermeister wurde beauftragt, das Thema zu bearbeiten. Die Schule existiert bisher nicht, ein erklärender Sachstand nach zwölf Jahren Bearbeitungszeit ist nicht bekannt.

2012

Im Zuge der Umgestaltung der Bahnhofstraße wurde neben der neugeschaffenen Bushaltestelle ein Relief in den Boden eingelassen, welches die Schriftzüge klassischer Begriffe aus der Textilherstellung enthält.

2013

Eröffnung Brunnen und Wasserspiel »David, der Strickermann« im Rahmen der Neugestaltung des Schulplatzes

2017

Im Rahmen der Landesgartenschau wurde das Thema im »Grünen Klassenzimmer« mit konkreten Projekten zur Woll- und Textilkunst erwähnt. Während der 4. *Thüringer Landesgartenschau 2017* führte ein »Roter Faden« durch die Stadt zum Gelände der Landesgartenschau in der Herressener Promenade. Er war mit textilen Blumen und Blüten gesäumt, die von Apoldaern im Rahmen eines Bürgerprojektes gestrickt, gehäkelt oder gefilzt wurden.

2019

1. *Apoldaer Maschenfest* im Paulinenpark mit dem Titel »Alles rund um Socken«. Auch heute lässt das Stadtbild die große industrielle Blütezeit aufgrund seiner Industriebauten und Villen erahnen. Einige Straßennamen erinnern weiterhin an die Apoldaer Textilfabrikanten, so zum Beispiel *Burckhardtstraße* – Manufakturverleger Johann Tobias Burckhard, *Cristian-*



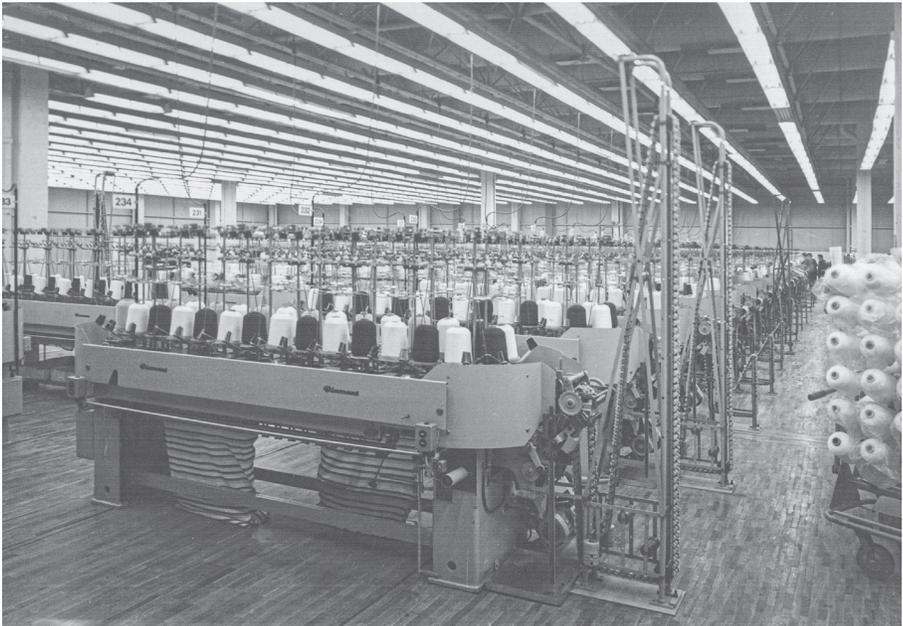
Brunnen und Wasserspiel »David, der Strickermann« auf dem Apoldaer Schulplatz

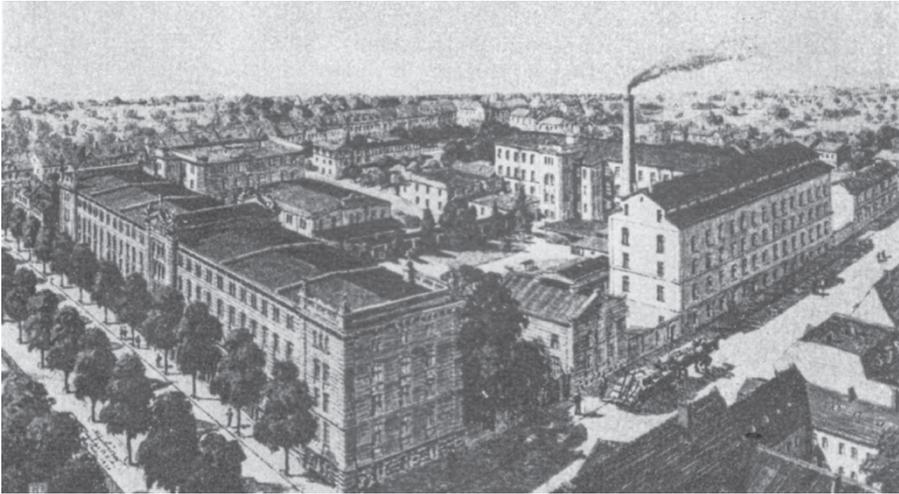




Ehemalige Werkhallen des VEB Thüringer Obertrikotagen Apolda (TOA) heute

Strickmaschinen mit eingespannten Konern im früheren TOA.





Die Firma Zimmermann & Sohn - heute das Landratsamt - früher



Das Landratsamt heute



Ornamente an der Fassade des Landratsamtes

Zimmermann-Straße – nach Christian Zimmermann, dem größten Apoldaer Textilfabrikanten, *Leutloffstraße* – nach dem Textilfabrikanten Wilhelm Hermann Leutloff, *Wienerweg* – nach dem Textilfabrikanten Max Wiener.

Für die lokale Spurensuche ist abschließend der Blick auf die damaligen Betriebsgebäude interessant. Einige sind in neuer gewerblicher Nutzung (z. B. ehemaliges TOA-Gelände, heute u. a. Logistikunternehmen), andere werden kommunal genutzt (z. B. ehemalige Fabrik Zimmermann & Sohn, Bahnhofstraße 28, jetzt Landratsamt). Während manche Gebäude neue Nutzung als Wohnraum erfahren (z. B. ehemalige Fabrik Wegner, Ritterstraße), sind andere Gebäude verfallen (z. B. ehemalige PGM Textilmode, Rosestraße 12) oder komplett abgerissen worden (z. B. Ackerwand 1–2).

Spurensuche auf dem Papier

Um die Treuhand und ihre Abwicklungen als gesamtgesellschaftliches Thema aufzuarbeiten, bedarf es neben der qualitativen Auseinandersetzung auch die Analyse der offiziellen Akten, welche die Geschehnisse dokumentieren. Besonders die Diskrepanz zwischen den offiziellen Aussagen der Ministerien und der Zeitzeug*innen zu der Zeit nach 1990 und der Abwicklung könnte sich eventuell durch einen Blick in die betreffenden Akten aufklären lassen, wie am folgenden Beispiel deutlich wird.

Im Zuge der Umgestaltung ostdeutscher Betriebe verloren viele Arbeitnehmer*innen ihren Arbeitsplatz. Auf Anfrage der LINKEN im Bundestag kam heraus, dass eine solche genaue Zahl nicht erfasst wurde. Hingegen sei jedoch bekannt, dass es circa vier Millionen Beschäftigte gab und im Jahr 1994 1,5 Millionen Arbeitsplätze vertraglich zugesagt wurden. Als Gründe wurden der marode Zustand vieler Betriebsteile sowie ineffiziente Produktionsprozesse genannt. Insgesamt wurden 15 000 Unternehmen und Betriebsteile privatisiert und 4 500 Unternehmen und Unternehmensanteile reprivatisiert. Dieser staatsseitigen Erklärung stehen die Aussagen von Zeitzeug*innen entgegen, die aus der Zeit berichteten, dass teilweise intakte Maschinen und aussichtsreiche Unternehmungen verschrottet und nicht gefördert wurden.

Entsprechend war es ein Ziel der Recherchen für diese Publikation, auch auf offizielle Dokumente zuzugreifen und diese mit den Erfahrungsberichten zu kontextualisieren. Mitte August also stellten wir die ersten Anfragen an Archive und deren Verwaltungen in der Hoffnung, bis Ende des Jahres die Akten gesichtet und entsprechend verarbeitet zu haben. Doch Ende



Gebäude der ehemaligen Wegner Strickmoden GmbH heute



Gebäude der ehemaligen PGH Textilmode heute

November war unser Antrag auf die Einsicht der Akten immer noch nicht beantwortet. Die Akten lägen beim Thüringer Wirtschaftsministerium, das die Schutzfristverkürzung in unserem Fall aufheben musste. Natürlich fragten wir uns, warum es eine solche Schutzfrist gibt und wurden dann schnell im Bundes- sowie Thüringer Archivgesetz fündig. Archive sind je nach Situation und betroffener persönlicher Daten Dritter dazu verpflichtet, Akten generell unter Verschluss zu halten, um den Datenschutz zu gewährleisten. Das ist eine Erklärung, die wir politisch selbstverständlich unterstützen. Irritierend ist jedoch ihr Anwendungsbereich, denn wir suchten schließlich nicht nach persönlichen Daten, sondern nach Abwicklungsgutachten, Liquidationseinschätzungen und Protokollen von verschiedenen Gesprächen, Verhandlungen und Tätigkeiten der Treuhandanstalt. Gerade, um zu verstehen, warum es in Apolda bis 1990 eine florierende Strickindustrie gab und danach nicht mehr sowie welche Rolle die Treuhandanstalt dabei gespielt hatte.

Freifläche in der Apoldaer Innenstadt nach Abriss einer ehemaligen Strickerei



Bei der weiteren Recherche wurde deutlich, dass es in Thüringen an und für sich keine solchen Treuhandakten geben dürfte, denn die Akten zur Treuhandanstalt werden grundsätzlich vom Bundesarchiv verwahrt. Außerdem fanden wir heraus, dass im April 2019 erst 22500 Akten von insgesamt schätzungsweise 170 000 Akten archivarisch zugänglich waren. Im August 2019 waren es immerhin schon 25500. Weitere 144500 Akten waren zu diesem Zeitpunkt noch nicht erschlossen. Dieser Erschließungsprozess soll voraussichtlich im Jahr 2031 abgeschlossen werden. Sogar die zuständige Staatsministerin gab in diesem Falle zu, dass es sich dabei um eine »vergleichsweise lange Zeit« handle. Dies sei »[...] – neben der Masse – insbesondere darauf zurückzuführen, dass schon bei diesem Arbeitsschritt umfangreichere Rechteprüfungen durchgeführt werden müssen als sonst üblich«.

Auch hier stellt sich für uns die Frage, warum es bei den Treuhandakten länger dauert »als sonst üblich«. Das ist insofern von Relevanz, als dass die Treuhandanstalt und ihre Tätigkeit massiven Einfluss auf die Arbeitsmarktstruktur der ehemaligen Bundesländer der DDR hatten. Auch mit Blick auf die Zeitzeug*innenberichte sehen wir gesteigerten Handlungsbedarf. Warum ist es zum Beispiel nicht möglich, Daten Dritter zu schwärzen und dann zugänglich zu machen?

In den 1990er-Jahren gab es im Bundestag bereits zwei Untersuchungsausschüsse zum Thema Treuhandanstalt, die jedoch wenig aufschlussreich waren. 2019 strebte die Fraktion DIE LINKE. im Bundestag einen weiteren Untersuchungsausschuss an, für den sie allerdings im zuständigen Ausschuss keine Mehrheit ohne die AfD zusammenbekam. Ein weiterer Versuch wurde uns auf Nachfrage in der nächsten Legislatur in Aussicht gestellt.

Bis zur Fertigstellung der vorliegenden Publikation wurde uns seitens des Thüringer Ministeriums für Wirtschaft, Wissenschaft und Digitale Gesellschaft noch keine Akteneinsicht ermöglicht.



FAZIT UND AUSBLICK

Die vorliegende Publikation ist das Ergebnis einer Spurensuche, die vor allem von Bruchstücken und Leerstellen geprägt ist. Sie kann als Aufhänger für eine vertiefte wissenschaftliche und politische Bearbeitung verstanden werden und bemüht sich um die Darstellung von Fragmenten des Zerschlagenen. Neben Impulsen zur tiefergehenden wissenschaftlichen Bearbeitung, zeigt sie auch die politischen Leerstellen der Auseinandersetzung auf. Um diese zu adressieren, plant die Linksfraktion im Thüringer Landtag in der nächsten Legislatur einen Antrag auf Errichtung eines Untersuchungsausschusses oder einer Enquete-Kommission. Es gilt hier, nicht nur die Vergangenheitsbewältigung fortzuführen, sondern ebenfalls die Kontinuitäten, die dieses Kapitel der thüringischen Geschichte noch immer bedingt, zu erkennen und anzugehen. Dieser Prozess wird idealerweise von der parlamentarischen Be- und Aufarbeitung unterstützt.

Die Frage, wo der Stoff geblieben ist, können wir also nicht abschließend beantworten. Also müssen wir sie immer wieder stellen, bis alle Fragmente der Spurensuche ein großes Ganzes ergeben.



DANKSAGUNG

Unser herzlicher Dank für ihr Mitwirken gilt den folgenden Einzelpersonen und Institutionen: Rena Erfurth, Jürgen Reichenbach, Gerald Rosner, Carolin Seiberlich, Anna Stiede, Bernd Unbescheid, Dr. Fritz-Jürgen Wegner, Bundesarchiv, Thüringer Allgemeine, Stadtarchiv Apolda, GlockenStadt-Museum Apolda, Universität Jena (historischer Lehrstuhl), IHK Erfurt, Universität Erfurt (historischer Lehrstuhl), Landes- und Hauptstaatsarchiv Weimar.

LITERATURVERZEICHNIS

- BEHLING, KLAUS (2019):** Die Treuhand. Wie eine Behörde ein ganzes Land abschaffte. Berlin: edition berolina.
- BÖICK, MARCUS (2018):** Die Treuhand. Idee – Praxis – Erfahrung. 1990–1994. Göttingen: Wallstein Verlag.
- HAWICH, TAMARA (2009):** Manufakturen, Maschinen, Manager. Unternehmer und Unternehmen zwischen Apolda und Weimar – Geschichte und Geschichten. Erfurt: Industrie- und Handelskammer.
- RAT DER STADT APOLDA (1949):** Apoldaer Adreßbuch 1949. Weimar: Thüringer Volksverlag.
- STADT-CHRONIK (1997):** Geschichte von Apolda. Geschichte und Beschreibung der Stadt Apolda 1871–1990. In Band 2. Apolda: Stadtverwaltung Apolda.
- VEB THÜRINGER OBERTRIKOTAGEN APOLDA (1989):** Betriebsgeschichte. Erster Teil: 1789–1945. Apolda: VEB Thüringer Obertrikotagen Apolda.
- VEB THÜRINGER OBERTRIKOTAGEN APOLDA (1989):** Betriebsgeschichte. Zweiter Teil: 1945–1988. Apolda: VEB Thüringer Obertrikotagen Apolda.
- GROSSER, MÜLLER UND RAUE (2013):** Treuhand in Thüringen: Wie Thüringen nach der Wende ausverkauft wurde. Essen: Klartext Verlag.

Auswahl der lieferbaren Publikationen

Mario Hesselbarth: »Gegen das Hissen der roten Flagge auf dem Rathaus erheben wir keinen Einspruch«. Novemberrevolution in Thüringen 1918«, Jena, 2018 (gegen Porto)

Mario Hesselbarth/Eberhart Schulz/
Manfred Weißbecker (Hg.): Gelebte Ideen.
Sozialisten in Thüringen. Biographische
Skizzen, Jena, 2006 (5,00 Euro + Porto)

Rosa-Luxemburg-Stiftung Thüringen (Hg.):
Der Nürnberger Prozess. Genutzte oder
vergessene Geschichtslektion? Jena, 2007
(5,00 Euro + Porto)

Paul Gruber: Die politische Linke in Kata-
lonien und Irland. Wie passt der Nationalis-
mus zu einem linken Selbstverständnis?
Erfurt, 2020 (erscheint online)

Ronny Noak: Die Heimvolkshochschule
Tinz. Ein Experimentierlabor sozialistischer
Bildung. Erfurt, 2020 (gegen Porto)

Bestellung: Rosa-Luxemburg-Stiftung
Thüringen, Futterstraße 20, 99084 Erfurt,
E-Mail: thueringen@rosalux.org

Impressum

Julian P.J. Degen, Lena Saniye Güngör,
Helen Alexandra Kramer, Kevin Reichenbach:
Was ist mit dem Stoff passiert? Über
die Apoldaer Strick- und Textilindustrie
und ihren Wandel

Erfurt, Januar 2021

Publikation der Rosa-Luxemburg-Stiftung
Thüringen e.V., Futterstraße 20, 99084 Erfurt,
Telefon: 0361 5504115, www.th.rosalux.de
V.i.S.d.P.: Volker Hinck, Futterstraße 20,
99084 Erfurt, und des Wahlkreisbüros Lena
Saniye Güngör, Ackerwand 11, 99510 Apolda

Layout: Uwe Adler, Weimar
Abbildungen: Stadtverwaltung Apolda,
GlockenStadtMuseum Apolda,
Kevin Reichenbach, Bundesarchiv (Titel)

Julian P.J. Degen

studiert Staatswissenschaften im Master an der Universität Erfurt mit den Schwerpunkten Öffentliches Recht und Internationale Politik und Politische Theorie. Er arbeitet als Mitarbeiter bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung Thüringen und ist persönlicher Mitarbeiter von Christian Schaft.

Lena Saniye Güngör

ist seit 2019 Mitglied des Thüringer Landtages für die Fraktion DIE LINKE und Sprecherin für Arbeits- und Gewerkschaftspolitik. Ihre Master in Psychologie sowie Angewandter Ethik absolvierte sie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Sie ist Vorstandsvorsitzende der Rosa-Luxemburg-Stiftung Thüringen.

Helen Alexandra Kramer

studiert Angewandte Ethik und Konfliktmanagement im Master an der Friedrich-Schiller-Universität Jena mit dem Schwerpunkt Politische Ethik und ist als persönliche Mitarbeiterin bei Lena Saniye Güngör angestellt.

Kevin Reichenbach

wurde 1983 in Apolda geboren. Er ist selbstständiger Transportunternehmer und als persönlicher Mitarbeiter bei Lena Saniye Güngör angestellt. Er engagiert sich als Kommunalpolitiker im Stadtrat Apolda und im Kreistag des Weimarer Landes.